Helios der Titan

oder

Rom und Neapel.

Eine Zeitschrift aus Italien

von

dem Verfasser des Natalis.



Zweites Heft.

Leipzig 1803.

bey Heinrich Gräff.

Vorrede.

Ich biete hier meinem Vaterlande das zweite Heft vom Helios dem Titan dar; später, als ich es wünschte, aber ich vermogte nicht über die Umstände zu gebieten, welche die Zögerung desselben veranlaſsten. Sie waren schmerzlich genug für mich, wie man in den folgenden Blättern selber sehen wird.

In der Vorrede zum ersten Heft bemerkte ich, daſs die winterliche Sonne das schönste

sey, was man in Italien finde, aber daſs sie vielleicht den Zungen des Aesop gliche, und im Sommer das schlimmste in diesem Lande sey. Dieser Vergleich hat sich bewährt. Die Sonne verursacht im Sommer nicht nur eine brennende Hitze, sie dörrt nicht allein alles aus, sie ist auch der Gesundheit höchst schädlich, und bringt in vielen Gegenden gefährliche Fieber hervor.

Demohngeachtet habe ich keine Gründe gefunden, den Titel dieser Zeitschrift zu verändern. Im Sommer ist hier der Titan nicht der sanfte Helios mit dem lieblichen Strahlenkranze, es ist der wütende Titan, der seinen Bruder Saturn aus dem Himmel jagt, und ihn einkerkert, der die ungeheuern Giganten zu

Kindern hat, der, was er auf der Erde erzeugte, gleich seinem Bruder, wieder verschlingt; dieser Titan herrscht hier im Sommer. Hätte Blumauer sein Gedicht an die Sonne in Italien gemacht, er würde noch lauter gegen sie gesprochen haben.

Uebrigens zürne niemand, daſs in diesem Hefte nur so wenig von Rom vorkömmt. Die Sache selber bringt dies mit sich, und er mögte vielleicht künftig Ursache zu zürnen bekommen, daſs zu viel von Rom in einem Hefte sey.

Mit vollem Herzen sende ich dies Heft an mein Vaterland ab, das ich nicht kannte, so lange ich darin war, das ich erst kennen lernte, als es zweihundert Meilen von mir

entfernt lag, und ich es mit dem Süden von Europa vergleichen konnte. Wer sein Vaterland nicht liebt, der komme, um diese Vergleichung anzustellen, und er wird es lieben lernen.

Inhalt des zweiten Hefts.

Seite.

Das

Das

unsichtbare Mädchen.

Seit einiger Zeit ist hier *la fille invisible* aus Paris angekommen, und ihr Daseyn an allen Hauptecken der Stadt angekündigt worden.

Da man in deutschen und französischen Zeitungen viel von diesem Wesen geschrieben, und es auch in Paris vorzügliches Aufsehen erregt hat, so war ich neugierig, es kennen zu lernen. Ich ging den 16. März hin, es zu sehen, oder eigentlicher zu reden, es nicht zu sehen, wofür man zwey Carlin bezahlt.

Der Besitzer dieses unsichtbaren Schatzes hatte seine Wohnung in der Strafse d' Afflitto, ohnweit von der Strafse Toledo. Ein Schild mit

den Worten: *La Figlia invisibile*, zeigte das Haus an. Ich hatte noch einen Freund bey mir. Wir stiegen eine Treppe hinauf, und fanden einen jungen artigen Mann, der französisch sprach, und uns in ein Logis von geringem Umfange führte, das ein Zimmer nach der Straſse, und eins gegenüber nach dem innern Hofe hatte. Ohnweit von dem Fenster nach dem Hofe zu hing an vier messingnen Ketten von der Decke herunter ein viereckigter Kasten, oder vielmehr ein Parallelepipedum, das ohngefehr zwey Fuſs lang, anderthalb Fuſs hoch und eben so tief seyn mochte. An der Vorder- und Hinterseite desselben war eine groſse Glasscheibe, so daſs man durch den Kasten, wie durch eine Laterne hindurchsehen, und die Tapete der gegenüberstehenden Wand bemerken konnte. An den beyden kleinern Seiten des Kastens war kein Glas, sondern ein bretternes Behältniſs, das nach vorne zu ohngefehr eine Hand breit seyn mogte, und durch die Tiefe des Kastens sich erstreckte.

Es lieſs sich gleich beym ersten Anblick überschauen, daſs in diesem Kasten kein menschli-

ches Wesen, weder ein sichtbares noch ein unsichtbares seyn konnte. Er war im Ganzen kaum grofs genug, um ein kleines Kind zu fassen; da man nun obendrein durch den bey weitem gröfsten Theil desselben hindurchsehen konnte, so hätte man in den kleinen bretternen Räumen an den Seiten kaum eine ganz kleine Katze verbergen können.

An etwas menschliches in dem Kasten war also gar nicht zu denken. Dagegen sah man etwas anderes darin, das wenigstens etwas menschliches ahnden lassen sollte: das Mundstück von einem Sprachrohr, welches aus der bretternen Seite hervorkam, auswendig aber ein Knie machte, und mit der weitern Öffnung zu den Zuschauern hinlief, um hinein reden zu können. Der Kasten hing frey, ohne weitere Communikation mit dem Zimmer, als durch die vier an der Decke befestigten ziemlich dünnen Ketten. Auf demselben stand ein kleiner Toilettenspiegel, unter dem gewöhnlichen Winkel aufgerichtet. Übrigens konnte man sich dem Kasten nur bis auf zwey Schritte nähern, weil eine kleine Gallerie ihn umgab.

Der Mann zeigte uns die äuſsere Öffnung des Sprachrohrs, als das Werkzeug, wodurch man mit dem unsichtbaren Wesen reden könnte. Ich sprach einige leise Worte hinein, erhielt aber keine Antwort; ich muſste wenigstens so laut reden, wie man gewöhnlich spricht, um von ihr verstanden zu werden. Hier sind einige von ihren Antworten:

Quel age avés Vous? Eine weibliche Stimme antwortete: *douze ans.*

Comment Vous appellés Vous?

Caroline Masquieu.

Avés-Vous encore des parens?

Oui, Monsieur, mon père se trouve à Paris, mais ma mère est morte.

Connoissés-Vous Buonaparte?

Oui, Monsieur, je le connois fort bien; je lui ai parlé plusieursfois.

Man sieht, daſs diese Unsichtbare nicht blos ein Ja- oder Nein-Fräulein ist; gewöhnlich antwortete sie mit mehreren Worten, wenn sie auch hätte mit *oui* oder *non* abkommen können.

Racontés moi, fuhr ich fort, *quelque chose de ce grand homme.*

Je suis trop petit, (mir däucht, das redende Wesen sagte *petit*, und dies würde ein Beweis seyn, daſs es kein Mädchen, sondern ein Knabe sey, der sich vergaſs,) *pour Vous pouvoir parler de ses victoires.*

Die Antwort war für ein zwölfjähriges Kind, wenn es anders damit seine Richtigkeit hat, nicht übel.

Je Vous prie, sagte ich weiter, *de me decrire un peu sa Personne.*

Son Physique ne repond pas à son Moral.

Die Antwort war wieder fein genug, und verrieth eine gebildete Sprache.

Je suis bien curieux, de savoir autre chose de lui

Il est plus petit comme Vous, et porte les cheveux au visage.

Nach einigen andern gewechselten Worten sagte ich:

Vous êtes à présent jeune, mais quand Vous atteindrés l'age de Vous marier, ce sera bien mauvais, Vous ne trouverés pas un autre invisible.

Ah, Monsieur, alors je serai visible.

Dafs hier ein Mensch redet, das leuchtet wohl jedem ein, und es bleibt nur die Frage, zu untersuchen, auf welche Art er die Stimme aus dem Ort, wo er verborgen ist, zu unserm Ohr bringt? Der Kasten hat, wie schon erwähnt ist, keine andere Communication mit dem Zimmer, als vermittelst der vier Ketten, und des Sprachrohrs, das auf der Gallerie ruht, welche die Schranken um den Kasten her ausmacht. Man geräth also gleich auf den Gedanken, dafs das Sprachrohr mit irgend einem hohlen Stabe der Gallerie communicirt. Aber man täuscht sich. Die Entdeckung läge zu nahe, und man überzeugt sich gleich, dafs es hier nicht steckt: man kann mit einem Messer zwischen der Gallerie und dem Sprachrohr hindurchfahren, und es ruht blos auf dem Holze. Es bleibt bey der ersten Beobachtung nichts anders zu glauben übrig, als dafs in irgend einer von den vier Ketten, oder in allen vieren die Glieder hohl sind, und dafs durch dieselben der Ton in das Sprachrohr kömmt. Ist es aber auch dies nicht, so ist es

gewiſs etwas anders eben so nahe liegendes, und man sieht durchaus nicht ein, wie man in Paris so viel Aufhebens davon machen konnte. Der Ton pflanzt sich oft noch auf eine weit wunderbarere Art fort, wie das Ohr des Dionysius, und manche Gewölbe in Kirchen und Häusern beweisen.

Es waren keine andern Zuschauer da, als wir beyden; indessen sagte der Mann, daſs schon an 6000 Personen in Neapel ihn beehrt hätten. Die Unsichtbare sprach übrigens italienisch, englisch, türkisch, arabisch, nur kein deutsch. Ich konnte mich nicht enthalten, darüber einige bittere Bemerkungen gegen den Mann zu machen. Indessen er hat Recht; er wird weit eher in der Türkey und in Arabien mit dem unsichtbaren Mädchen sein Glück machen, als in dem helleren Deutschland.

Die Musik.

Ich ward von einem Duca, dessen Bekanntschaft ich ganz von ohngefehr machte, zu einer Musik eingeladen; so drückte er sich aus. Da in Neapel, so wie in vielen andern Dingen, auch in Gesellschaften eine ganz fremdartige Welt ist, so erlaube ich mir, die Beschreibung dieser Musik hier herzusetzen.

Derjenige, der mit mir zugleich eingeladen war, sagte mir, dafs sie um 1 Uhr in der Nacht anginge, das ist nach der deutschen Uhr im März ohngefehr um 7 Uhr Abends. Wir stellten uns ein, und fanden ein grofses Zimmer, mit Herren und Damen angefüllt, die in mehreren Reihen längs dem Zimmer herunter safsen, und

sich unterhielten. Man trat unter sie, ohne zu grüſsen, und machte blos dem Duca eine leichte Verbeugung.

Was die Aufmerksamkeit gleich beym Eintritt in das Zimmer auf sich zog, war an der Spiegelwand gegen der Thür über. Hier sah man keinen Spiegel, sondern etwas, das ich am wenigsten bey einer Musik erwartet hätte: einen Altar, worauf an zwanzig groſse und kleine Wachskerzen brannten. Zwischen denselben standen Blumengefäſse mit künstlichen Blumen, mir däucht von Silber, wie man auf Altären zu sehen gewohnt ist. Vor dem Altar lag ein Teppich, und oben auf demselben stand ein Heiliger, der ein Kind auf den Händen trug.

Mein Begleiter hatte mir entdeckt, der Duca habe eine Geliebte, die auch zugegen wäre. Beym Anblick des Altars konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu sagen, es würde hinter der Musik noch etwas anders verborgen seyn; der Duca würde uns seine Geliebte als Braut vorstellen, und sich gleich mit ihr trauen lassen.

Wir hatten uns auch noch nicht lange unter die

Reihen der Gegenwärtigen gesetzt, als etwas geschah, das sehr leicht in dieser Vermuthung hätte bestärken können. Es ward ein Tisch mit einer rothen Decke neben den Altar hingesetzt, und bald darauf erschien ein Priester in völligem Ornat, der sich hinter denselben hinstellte. Wer hätte noch zweifeln können, daſs hier eine Trauung vor sich gehen sollte?

Nichts weniger! Der Priester schlug das Kreuz vor sich, welches ihm alle Gegenwärtigen nachmachten, und fing darauf an, mit gellender Stimme eine Lobrede auf den heiligen Joseph zu halten. Nun entwickelte sichs, warum ein Altar da stand, und auf demselben ein Heiliger mit einem Kinde. Es war der heilige Joseph, dessen Namensfest wenige Tage vorher eingetroffen war, dessen Feier man aber, weil sie aufgehoben ist, bis auf den nächsten Sonntag verspart, und mit der Musik verbunden hatte.

Das war auch alles recht schön, wenn nur der Priester etwas mehr Anstand, mehr Würde, und eine bessere Deklamation gehabt hätte. Aber dies alles war gleich elend mit den Gedanken

selber, die er vortrug. Sie bestanden aus Lobeserhebungen des heiligen Josephs, wie er ein so guter Hausvater gewesen sey, wie er das Christuskind nach ermüdender Arbeit so väterlich gewartet und gepflegt habe, wie man ihm nachfolgen müsse u. s. w. Endlich foderte er die Gesellschaft auf, den heiligen Joseph mit ihm zu verehren, und sogleich fielen die meisten von den gegenwärtigen Damen auf die Knie, die Männer aber beugten sich nur etwas nieder, und einer stand ganz auf, wahrscheinlich um seine Nichttheilnahme an dieser Anbetung zu beweisen.

Nach einem kurzen Gebet hatte diese religiöse Feierlichkeit ein Ende. Mir schien es, als wäre die Gesellschaft nicht ganz mit ihm zufrieden gewesen, und hätte dies auf eine merkliche Art geäufsert. Im Anfang seiner Rede nemlich hatte er nach zehn Minuten eine Pause gemacht, um zu räuspern, und der Gesellschaft Zeit dazu zu lassen. Diese that dies im Ganzen so stark, reinigte die Kehle so heftig und wiederholt, daſs man es sehr leicht auf einen Unwillen über die

Rede hätte hindeuten können. Mir ward ganz warm dabey.

Diese Religionsceremonie fiel also nur schlecht aus, aber man könnte einen sehr guten Gedanken daraus hernehmen. Man sollte einen Calender machen, worin statt der Heiligen, die Namen groſser, merkwürdiger Männer und Weiber, die vom Anfang der Geschichte an bis jetzt gelebt haben, auf die Tage des Jahrs vertheilt wären, und Gesellschaften von unterrichteten Personen stiften, welche jährlich die Namenstage von einer Anzahl dieser berühmten Menschen feierten. Bey diesen Festen könnte eine Rede auf das Andenken des Verstorbenen gehalten, sein Leben, seine Verdienste kurz erzählt, und der Beschluſs mit einer passenden Musik gemacht werden. Nur müſste man sie zuletzt nicht anbeten, wie den heiligen Joseph. Da man unter einer Anzahl von 365 Weisen oder Edlen, jährlich immer andre zum Gegenstande des Festes wählen kann, so würde man eine lange Reihe von Jahren immer frische Namenstage zu begehen haben. Durch solche Gesellschaften, wenn ihrer

viele wären, würde ohnstreitig die Geschichtskunde sehr befördert werden.

Auch brauchten es nicht einmal Gesellschaften zu seyn. Kurz, wer ein Fest geben will, giebt es an dem Namenstage eines grofsen Mannes, der ihm vorzüglich theuer ist, stellt sein Bildnifs auf, wenn er es besitzt, und sucht sein Andenken auf alle mögliche Art zu ehren.

Ein solcher Zweck der Gesellschaften wäre ohnstreitig besser und lehrreicher, als die gewöhnlichen Versammlungen zum Kartenspiel. Wenn ich Mufse und Gesundheit habe, so mache ich vielleicht künftig selber den Entwurf zu einem Calender berühmter Menschen, und zur Feier ihrer Namenstage.

Als die Rede auf den heiligen Joseph geendigt war, brachte man Musikalien, und der Duca setzte sich an einen im Zimmer befindlichen Flügel, auf welchem schon verschiedene andere Instrumente lagen. Nach wenigen Minuten ging das Concert an, und man spielte zuerst eine Symphonie, die der Duca, der noch ein ganz junger Mann war, selber komponirt hatte. Sie hatte

nach meiner Meinung viel angenehmes, obwohl auch mehrere schon bekannte Gedanken.

Am Ende derselben hatte ich wieder Gelegenheit, zu bemerken, wie die Neapolitaner gleich von Jugend auf in einer außerordentlichen Dreistigkeit aufwachsen. Man klatschte Beyfall, aber dies war einem Knaben, der zur Gesellschaft gehörte, nicht genug; er rief ganz laut: *e viva il Duca*, ohne im mindesten zu befürchten, daſs er dadurch auffallen mögte, und er fiel wirklich nicht auf.

Nach der Symphonie sang ein junger Mann mit leiser aber schöner Stimme eine ernsthafte Arie. Hierauf trat ein kleiner Mann an den Flügel, aus welchem aber eine sehr groſse Stimme herauskam. Er hatte eine komische Arie zu singen, und that dies mit einer Gewandheit, mit einem Minenspiel und einer Pantomime, wie man dergleichen nur auf dem Theater zu sehen gewohnt ist. Ich hielt ihn für den ersten oder zweyten Buffo von irgend einer Bühne, und auf meine Erkundigung sagte man mir wirklich, daſs er bey dem ersten Buffo vom Theatro nuovo

Unterricht im Singen habe. In dergleichen Dingen lassen die Italiener, glaube ich, jede andere Nation zurück.

Nach ihm liefs sich eine Dame hören, die ehemals als Sängerin beym Theater gestanden hatte, aber davon abgegangen war. Sie sang mit vieler Kunst, und hatte eine sehr starke, aber nicht ganz holde Stimme. Indessen war sie weit über dem mittelmäfsigen, so wie alles, was gespielt oder gesungen wurde. Ein kleines Mädchen, ihre Tochter, mufste hierauf sich zeigen, und sie sang zwar nicht sonderlich, hatte auch noch keine entwickelte Stimme, aber dagegen eine sehr schöne griechische Gesichtsbildung.

Es schien, als wollte man das ganz gute bis zuletzt sparen. Es trat jetzt ein junger Römer auf, und sang eine rührende Arie, mit einer so helltönenden und schönen Stimme, dafs er alle übertraf, die sich vor ihm hatten hören lassen. Ich erinnere mich, auf meiner Reise eine ähnliche Stimme gehört zu haben, nemlich die des Herrn Simoni in Wien, ersten Sängers im Schikanederschen Theater, den ich umständlicher in

meiner Reisebeschreibung erwähnt habe. Dieser Römer glich ihm sehr in Stimme und Vortrag, nur daſs jener noch tönender und rührender sang. Auſserdem erinnere ich mich nicht, einen so schönen Tenor gehört zu haben, und bin überzeugt, daſs er auf einem deutschen Theater groſsen Beifall erhalten würde.

Nachdem ohngefehr anderthalb Stunden gespielt und gesungen war, kamen Bediente und präsentirten kleine Kränzchen Gebackenes, in der Art wie Zwieback, herum. Hiezu wurde kein inländischer Wein, sondern Malaga gegeben, und zwar in Weingläsern, da man sonst, besonders den inländischen Wein, aus Biergläsern trinkt. Das Gebackene hatte wenig Geschmack, und für einen deutschen Gaumen gar keinen Reiz; aber das Clima von Neapel macht es auch nothwendig, daſs man des Abends nur sehr leichte Sachen iſst.

Nach Tische wurde von neuem mit einer Symphonie vom Duca das Concert angefangen, und darauf sang der kleine Buffo eine komische Arie aus der satyrischen Operette des berühmten Abbate und königl. Raths Galiani: *Il Socrate ima-*

ginario. Dies Stück ist schon seit geraumer Zeit geschrieben, denn der geistreiche Verfasser starb den 30. October 1787. Aber es hat vieles Aufsehen gemacht, und ward anfangs verboten, weil es eine bittere Satyre auf einen vornehmen Neapolitaner war, der die Manier hatte, den Socrates nachahmen zu wollen; nach dem Tode desselben wurde es wieder erlaubt, und man gab es gerade, als ich in Neapel eintraf, zu wiederholtenmalen. Vielleicht rede ich einst umständlicher von dieser Operette; sie verdient es.

Die Arie, die heute daraus gesungen wurde, heifst so:

Mia figlia, il mondo dice,
Che son' io il tuo Padre,
Per la forte ragione,
Ch' io giammai non poteva essenti Madre.
Ora dando per vero,
Che mi sei figlia, voglio, che distingui,
Qual differenza ci è tra Padre, e Padre.
Molti fanno morire
Disperate le figlie,
Per non darle un marito: Io per l'opposto
Con saggio avvedimento
Due mariti in un punto ti presento.

Sposali dunque entrambi, e il mondo impari,
Come i Savj risolvono gli affari.

Man sieht, daſs das Lächerliche bey dem Helden nicht gespart ist, besonders läſst der Dichter ihn oft nach dem Glück, oder vielmehr Unglück verlangen, das Socrates zu Theil wurde, indem Xantippe etwas, das ich nicht nennen will, über ihn ausgoſs, um dem alten Weisen immer ähnlicher zu werden.

Ich kehre zu der Gesellschaft zurück. Nachdem noch eine Zeit lang gespielt und gesungen war, verlohr sich einer nach dem andern ohne Abschied zu nehmen, es mogte eilf Uhr in der Nacht seyn.

Diese Gesellschaft hatte ohnstreitig in Absicht der geistigen Unterhaltung und der Ungezwungenheit viele Vorzüge vor deutschen Gesellschaften, und man kann sie, wenn man sie durch die Erfahrung geprüft hat, mit gutem Gewissen zur Nachahmung aufstellen.

Ein

Nachmittag in Neapel.

Es war Sonntags den 28. März d. J., als ich nach Tische ausging, um einige Freunde zu besuchen. Ich hatte das Unglück, worüber der rechtschaffne Garve in Breslau sich oft soll beklagt haben, daſs ich niemanden zu Hause fand. Das schöne Frühlingswetter hatte sie schon zum Genuſs desselben irgendwo hingelockt.

Um es auch zu genieſsen, wandelte ich langsam nach dem Meer zu, las an der Ecke vom Theater St. Carlo die Comödienzettel, wurde von einem Pferde gestreift, indem ich weiter ging, und muſste mich sehr hüten, daſs ich nicht unter das Kutschengedränge kam, denn es war ge-

rade sehr grofs; erschrack gleich darauf vor einem wassersüchtigen Bettler, und kam übrigens ohne Unfälle auf dem Molo an.

Indem ich denselben hinunter ging, bemerkte ich einen alten Priester mit einer Glocke in der Hand, dem ein Haufen Volks nachfolgte. Er stellte sich auf etwas Schiffbauholz, das auf dem Molo lag, nahm seine Priestermütze ab, und sagte, seine Obern hätten ihn abgeschickt, hier eine Predigt zu halten. Das Volk nahm Mützen und Hüte ab, setzte sich auf das Bauholz um ihn herum, und er machte sich zu seiner Rede bereit.

Ich hatte schon oft einen solchen Strafsenredner beobachtet, aber zugehört hatte ich noch keinem. Jetzt war ich gerade nach einer solchen Predigt lüstern. Ich nahm meinen Hut ab, setzte mich auf einen Mastbaum und hörte. Aber ich hörte etwas so elendes, dafs sich kaum davon schreiben läfst. Ein Theil der Rede war gerichtet gegen — wer kann rathen? — Aber wer auch sehr gut rathen könnte, der würde doch nicht darauf kommen: gegen die Türken.

Diese könnten, sagte der Redner, singen, sie könnten tanzen, aber das *Ave Maria* oder das *Pater noster* zu beten, davon wüſsten sie nichts. Wie erschrecklich!

Das war schon ein giftiger Zug, der sich gleich dem Blute und Herzen gleichsam mittheilt; denn wenn der unwissende Pöbel so etwas hört, muſs er nicht glauben, daſs die wahre Religion im *Ave Maria*- und *Pater noster*-Beten besteht?

— — *Hic nigrae succus loliginis, haec est Aerugo mera.*

Nach Verschwärzung der Türken kam er auf das Zeichen des heiligen Kreuzes, und fing an, dasselbe anzupreisen. *Ah che bello, bello segno*, rief er einmal über das andere aus, und machte seinen Zuhörern dies Zeichen wieder so heilig, als wenn ihr zeitliches und ewiges Glück davon abhinge. Ist es nicht jammervoll, wenn das arme Menschengeschlecht so irre geführt wird?

Um seine Lobrede auf das heilige Kreuz zu verstärken, machte er ein Gleichniſs. Jeder Soldat, sagte er, hätte sein Zeichen, wir aber wären die Soldaten Gottes, sollten wir kein Zei-

chen haben? Aber nein, so kurz sagte er es nicht; er kleidete es in einen grofsen Schwall von abscheulicher altweiberlicher Beredsamkeit ein, welche aber gerade auf einen Haufen, wie er ihn vor sich hatte, Eindruck machte.

Bald darauf kam er auf die Kaffeehäuser, verschrie sie, und stellte sie als Örter vor, wohin der Teufel die Menschen locke, um sie von Anhörung einer Predigt abzuhalten. Unter dem ganzen Haufen war, so viel ich bemerken konnte, keiner, der solche Häuser besuchte; wozu solches Geschwätz? Aber es ist, als wenn die Pfaffen recht darauf ausgingen, die Menschen auf Nebendinge in der Religion hinzulenken. Am Ende hält sich ein solcher Pöbel für heilig, wenn er auf kein Kaffeehaus geht.

Die Rede war ohngefehr in der Manier, wie im nördlichen Deutschland vor hundert Jahren, als Martin Scriver blühte, gepredigt wurde. So weit scheint man hier zurück zu seyn. Indessen will ich von diesem Strafsenpriester durchaus nicht auf alle Prediger in Neapel schliefsen, ich erzähle blos, was ich auf dem Molo hörte.

Ich würde ihm vielleicht noch einige Zeit zugehorcht haben, wenn nicht die Sonne, die sich bis jetzt hinter einer Wolke verborgen hatte, wieder hervorgekommen wäre. Ihr wollte ich mich mit entblöstem Haupte nicht aussetzen, setzte meinen Hut auf und ging fort. Gegen dem Priester über, auf dem Molo, stand ein Quacksalber, der auf einer Tafel schriftlich und auch mündlich seine Waaren anpries. So wenig der Charlatan indessen auch von der Medicin verstehen mogte, so bin ich doch überzeugt, daſs seine körperlichen Arzeneien heilsamer waren, als die geistlichen des Pfaffen.

Ich ging den Molo weiter hinunter, und bemerkte am Ende der Queermauer, die ihn vom Meer abschneidet, ein Kriegsschiff im Hafen. Dies Schiff hatte ich schon einigemal von weitem über die andern hervorragen sehen, und man hatte das Gerücht ausgesprengt, es sey bestimmt, den König nach Barcellona zu führen, um mit seinem Bruder zu reden, und mit der spanischen Prinzessin, die zur Gattin des Kronprinzen bestimmt ist, nach Neapel zurückzukehren.

Ich stieg dicht an der Queermauer, welche an einer Seite den Hafen einschliefst, an das Meer hinunter, und ging längs der Mauer fort auf einem Wege von Quadersteinen, auf welchem ich eine Menge von Schiffgeräth fand: Mastbäume, viele metallene und eiserne Kanonen mit ihren Lavetten, Chaluppen, die man aufs Trockne gezogen hatte, Seile u. s. w. Besonders fielen mir einige Schiffsanker von ungeheurer Gröfse auf. Der Stiel davon war mindestens sechzehn Fufs lang, und unten, wo die Haken daran sind, einen Fufs dick. Dies ist ein sehr ansehnlicher Balken, besonders wenn er von Eisen gearbeitet würde, wo alles noch weit gröfser erscheint. Die beyden dreyeckigten Flügel an dem Bogen des Ankers waren so grofs, wie Tische, und die Sehne dieses Bogens enthielt gewifs zehn Fufs.

Ich möchte eine Hofnung sehen, die zu diesem Anker pafste; sie müfste mindestens so grofs seyn, wie der Colofs zu Rhodus.

Indem ich unten an dem Hafen fortging, riefen mir viele Marinaro's zu, ob ich nicht auf

dem Meer spazieren fahren wollte; andere luden mich ein, mit nach St. Lucia, (einem entfernten Theil der Stadt am Meer) und noch andere, an das Kriegsschiff zu fahren. Ich hatte zu nichts von allem diesem Lust, und begnügte mich für heute blos, dies letzte von aufsen zu betrachten. Auch dieser Anblick war der Mühe werth.

Das Schiff, das man erst frisch mit schwarz und blafsgelb angestrichen hatte, schien völlig neu und eben aus der Hand des Erbauers hervorgegangen zu seyn. Selbst die Stöpsel auf den Mündungen der Kanonen hatte man angefärbt. Diese Neuheit war das erste, das bey dem Schiffe auffiel, und es vor allen andern im Hafen auszeichnete. Nächstdem liefs es dieselben an Gröfse, an Höhe, an Zierathen und an Zahl der Kanonen zurück.

Da es mit der Queermauer des Molo parallel lag, so konnte man die Gröfse desselben bequem überschauen. Es giebt wenig Häuser auf dem Lande, die eine so breite Vorderseite haben, als die Flanke des Schiffs darbot. Drey Reihen Kanonen waren darin über einander an-

gebracht, wovon die beyden untersten aus geöffneten viereckigten Klappen hervorsahen, die oberste Reihe aber lag auf dem Verdeck. Das Schiff ragte ohngefehr so weit aus dem Wasser hervor, als ein Haus von zwey Stockwerken bis an das Dach Höhe enthält, und die Gröſse desselben lieſs sich vorzüglich dann bemerken, wenn man die Menschen, die daran herumfuhren oder hinaufstiegen, mit der ungeheuren Masse des Gebäudes verglich.

Es war bis auf die Segel ganz aufgetakelt, und jeder Mast hatte also drey Bäume über einander, wie gewöhnlich groſse Schiffe haben; dadurch bekam es eine Thurmhöhe. Der Leuchtthurm auf dem Molo ist bey weitem nicht so hoch, welches man besonders in der Entfernung bemerken kann.

In der mittelsten Reihe waren 15 Kanonen, also 30 um das ganze Schiff her, auſser die in der obersten und untersten Reihe. An der Hinterseite stand der Name des Schiffs: *Archimede;* am Vordertheil aber sah man eine kolossalische Figur in weiſsem Gewande und mit einem groſsen

Bart, die wahrscheinlich den Archimedes vorstellen soll. Am Hintermast wehte eine grofse neapolitanische Fahne.

Indem ich noch mit Betrachtung dieses schönen Gebäudes beschäftigt war, gab ein französisches Schiff, das ich an der rothen, weifsen und blauen Flagge erkannte, und das aufserhalb des eigentlichen Hafens lag, drey Schüsse. Es mufste im Begriff seyn, abzusegeln, denn es wimmelte eine Menge von Böten um dasselbe herum, man hörte Musik, und alles schien lebendig auf dem Verdeck zu seyn.

Bey diesem Spaziergange entdeckte ich übrigens etwas, das ich noch nicht gewufst hatte, dafs man nemlich unten am Molo rings um denselben herumgehen kann. Dieser Weg ist freilich beschwerlich, denn nach der Seite des offnen Meers zu liegen grofse Felsenstücke, an welchen sich die Wut des Meers brechen mufs, um den Damm nicht zu beschädigen, und auf diesen mufs man herumklettern; aber man wird dafür durch die freye Aussicht auf den Vesuv, auf das Vorgebirge der Minerva, auf die Insel

Capri u. s. w., die auf dem Molo selber durch die Queermauer unterbrochen ist, entschädigt.

Um eine etwas deutlichere Übersicht des Ganzen zu haben, füge ich eine Zeichnung vom Molo bey, so weit sie sich mit Linien und Buchstaben angeben läſst.

In *a*, *b*, *c* ist der ganze Molo, der einen etwas stumpfen Winkel bildet. Man stelle sich ihn rings um mit Wasser umgeben vor, auſser in *c*, wo er mit der Stadt zusammenhängt. Auf *d*, *e* ist die Queermauer, welche die Aussicht beschränkt; in *f* ist der Leuchtthurm, der ohngefehr 180 Fuſs hoch seyn mag; *g g* ist der Weg unten am Molo, worauf die vielen Kanonen und Anker lagen; in *h* ist der eigentliche Hafen, der beständig dicht mit Schiffen bedeckt ist; in *i* ohngefehr lag das Kriegsschiff; nach der Richtung von *k* sieht man den Vesuv und Somma, jenseits des Meers in einer Entfernung von ohngefehr einer deutschen Meile; in *l* ist die Spitze vom Vorgebirge Minervae, in einer Entfernung von 5 deutschen Meilen; in *m* die Insel Capri, 7 Meilen entfernt.

m.
l.
k
a
d.
b
e. f.
h. i.
g.
h.
g.
h.
g.
h.
h. g.
c.

Ich glaube, daſs man nun eine ziemlich anschauliche Vorstellung von der Lage des Molo hat.

Als ich mich hinlänglich an dem Kriegsschiffe und an der schönen Aussicht gesättigt hatte, kehrte ich oben auf den Molo zurück. Was muſste ich erblicken? Der Pfaffe predigte noch, oder vielmehr, der Soldat Christi war noch unter den Waffen, um gegen die Türken, gegen den Teufel und gegen die Caffeehäuser zu streiten. Hat man je einen ärgern geistlichen Donquichot gesehen? Wenn er doch lieber gegen eine Windmühle gefochten hätte!

Ich ging geschwind vorüber, um die wirkliche Irreligion, die dieser Mann predigte, nicht mehr zu hören, und befand mich bald auf dem Largo di Castello. Von ohngefehr bemerkte ich, daſs das Schauspiel im Theatro St. Carlino, das hier in einem Winkel verborgen ist, anfing, und ging hinein. Es wurde ein Stück gegeben unter dem Titel: *Lo sbarco degl' Austri-Ispani nell Africa, ossia la presa di Ceuta.*

In diesem Stück war viel militärischer

Prunk, und hatte ich eben einen geistlichen Soldaten gesehen, so sah ich hier eine Menge weltlicher, bis zu den Zimmerleuten herab. Übrigens kam in dem Stück vor: eine Landung, und zwar mit einem Schiffe, auf welchem ich nicht bis zum Pausilippo hätte fahren mögen, ferner zwey Gefechte, die Einnahme einer Festung, einige bedrängte christliche und türkische Schönen, ein Muselmann, der im Begriff ist, gespieſst zu werden, ein Cadi, der am Ende der Sündenbock seyn muſs, eine Procession von gefangenen und siegenden Kriegern, alles dies, und noch weit mehr, kömmt darin vor; demohngeachtet waren meine Nachbarn unzufrieden, daſs nicht auch der Pulcinell darin vorkam, denn dieser ist ihnen gleichsam das Salz bey einem theatralischen Gericht.

Zu meiner Bewunderung bemerkte ich, daſs in dem Stück die Religion, so wie die Sitten der Türken, recht *con amore* lächerlich gemacht wurden, und daſs die Schauspieler es mit Fleiſs darauf anlegten, mehr noch, als der Dichter ihnen an die Hand gab. Besonders arg machten

sie es bey den religiösen Ceremonien, wo sie die Türken den Mond auf eine höchst übertriebene Art anbeten ließsen. Ich mag in keinem türkischen Schauspiel seyn, wo man Repressalien gebraucht.

In Deutschland vertragen wir uns besser mit den Türken. Ifland hat ein Schauspiel mit Gesang geschrieben, Achmet und Zenide, worin die Türken im Gegentheil recht edel und groſs erscheinen. Hier hat man diese Gäste näher, und versäumt keine Gelegenheit, ihnen etwas anzuhängen. Aber in unserm sublunarischen Europa soll es immer so gehen; man soll sich darin besser mit den Huronen, mit den Hottentotten und Otaheiten, als mit seinen Nachbarn vertragen.

Vor dem letzten Act ward das Stück *Socrate imaginario* angekündigt, und zwar mit Bitte um Nachsicht.

Als ich nach der Einnahme von Ceuta, und nachdem Hymen seine Fackel geschwungen hatte, wieder an die freye Luft kam, brach eben

die

die Nacht an, und ich ging zu Hause. Ich glaube, meine Leser werden nicht unzufrieden damit seyn, nachdem sie einen so langen Weg mit mir gemacht haben. Indessen werden sie daraus sehen, wie man sich in Neapel gleichsam nur seinem Genius zu überlassen braucht, um durch die mannichfachen Gegenstände, die sich hier darbieten, Unterhaltung zu finden.

Was sind die Lazzaroni?

Ich möchte auf diese Frage eine ganz kurze Antwort geben: es sind die brüllenden Löwen von Neapel. — Die brüllenden Löwen? — Allerdings! Sie gehen auf den Strafsen von Neapel brüllend, gleich Stieren, Löwen und Bären umher, und suchen zugleich, wo etwas zu verschlingen ist.

Aber ich mufs mich deutlicher erklären. Die Lazzaroni oder Lazzari sind nichts anders,

als ein roher, unwissender, wild aufgewachsener Volkshaufe, der sich auf irgend eine Art zu nähren sucht: durch Verkaufen, durch Lasttragen, durch Betrügen, durch Botenlaufen, durch irgend einen Dienst, den sie jemanden erweisen.

In Deutschland hat man in mehreren Rücksichten einen ganz falschen Begrif von ihnen, und vorzüglich, wenn man glaubt, dafs es Müſsiggänger sind, die an den Strafsen herumliegen, und sich mit nichts beschäftigen. Dies ist nur ein sehr kleiner Theil von ihnen, denn sie haben einen guten Lehrmeister, der ihnen Anweisung giebt, sich mit etwas zu beschäftigen, und dies ist ihr Magen; dieser fodert das Seinige so gut in Neapel, wie in irgend einem andern Theile der Welt.

Der gröfste Theil von ihnen beschäftigt sich damit, Lebensmittel in der Stadt umher zu tragen und zu verkaufen. Sie tragen einen grofsen Korb mit Waaren allerhand Art auf dem Kopfe, und zu denselben kommen die Neapolitaner, wie die Vögel zu den Körben des Beckers vom Pharao, um daraus zu essen. Man findet darin Fi-

sche aller Art, Fleisch, aber nur von der schlechtern Gattung, z. B. Caldaunen, Schweinsohren, Ochsenlebern, ferner nach der jedesmaligen Jahrszeit, Äpfel, Birnen, Feigen, Kirschen, Erdbeeren, Pomeranzen, Citronen, Maulbeeren, Weintrauben, Kohl, Salat, Rüben, Bohnen, Schoterbsen, kurz alle Arten von Früchten und Gartengewächsen, auch wohl Brod und Rosinen. Alles dies holen sie aus den Gärten, Fleischbänken, oder vom Meer, und suchen ihren Gewinn beym Verkauf.

Dies sind die eigentlichen brüllenden Löwen, deren Stimme in hundertfacher Art durch die Strafsen erschallt, und die durch die lange Übung gleichsam eisern geworden ist. Sie überschreien das Getöse der Stadt, und würden den Donner überschreien. Vor meiner Wohnung ging im letzten Winter gewöhnlich des Morgens ein Kerl vorbey, der gekochte Kastanien zum Frühstück ausrief. In meinem Leben habe ich keine so schmetternde, eherne Stimme vernommen. Hätte Homer diesen Kerl seine Kastanien ausrufen hören, er hätte den schreienden Ares nicht mit

zehntausend andern schreienden Männern, er hätte ihn mit diesem einzigen verglichen. Ich habe diesen Kerl einigemal darauf angesehen, und seine Brust ganz braunschwarz und mit Haaren bewachsen gefunden.

Eine andere Art von Lazzaroni's sind die Fachini. Diese tragen auch einen Korb mit allerhand Lebensmitteln auf dem Kopfe, aber sie gehören nicht ihnen. Wenn nemlich jemand einzukaufen durch die Straſsen geht, so bieten sich ihm die Fachini mit ihren Körben an; er wählt einen davon und läſst seinen Einkauf von ihm zu Hause tragen. Besonders thun dies die Köche in groſsen Häusern. Auch wenn man übrigens was zu tragen hat, etwa Möbeln, Koffer, Reisegepäcke, so sind die Fachini die eigentlichen competenten Zunftgenossen dazu. Sie halten sich gewöhnlich an irgend einer Straſsenecke auf, die sie gleichsam in Besitz nehmen, und hier kann man denn immer den bekannten Kerl wiederfinden.

Eine dritte Art der berühmten Lazzaroni nennt man Mondezari. Diese finden in dem Un-

rath auf den Straſsen ihren Lebensunterhalt, indem sie denselben zusammenkehren, auf Esel laden und an die Gärtner als Dünger verkaufen. Sie sind eine groſse Wohlthat für Neapel, weil bey den jetzigen Polizeyanstalten die Stadt ohne sie in Unrath untergehen würde; so aber wird eine beständige Reinlichkeit unterhalten. Diese Mondezari kommen auch in die Häuser, und holen den Kehricht nebst anderm Abgang von Speisen und Früchten ab.

Eine vierte Art dieses Straſsenpöbels nährt sich auf allerhand Wegen, so gut es gehen will. Einige sitzen an irgend einer Straſsenecke und flicken Schuh, andere laufen umher und kaufen altes Leder ein, denn hier geht kein Stück Schuhsole verlohren; noch andere sammeln Lumpen, wofür sie das sogenannte Mannabrod geben.

So beschäftigen sich diese bekannten Menschenkinder, von denen man in Deutschland sehr irrig glaubt, daſs sie den ganzen Tag müſsig an den Straſsen liegen. Die dies thun, machen nur den niedrigsten und kleinsten Theil von ihnen aus. Sie wollen essen, sie wollen trinken, und

niemand bringt ihnen dies, wenn sie müſsig da liegen.

Wenn man ferner in Deutschland den Wahn hat, wenn er fast in allen Schriften über Neapel verbreitet ist, als lebten diese Menschen unter freiem Himmel, als hätten sie keine Wohnung, und schliefen bey schlechtem Wetter in den Catacomben an Capo di Monte u. s. w., so ist dies noch weit irriger. Blos der, der schnell durch Neapel reist, der eilend hintereinander das Merkwürdige dieses Orts kennen zu lernen sucht, der nicht Zeit hat, zu prüfen, der dem ersten Anblick nach oder von einzelnem Hörensagen urtheilt, kann so etwas verbreiten. Es ist durchaus falsch, und man braucht nur einen Blick auf die Wetterbeobachtungen des letzten Winters zu werfen, um es als falsch zu erkennen. In einem Klima, wo es oft ganze Wochen hinter einander regnet, und wo die Nässe sehr schädlich ist, wo es monathe-lang so kalt werden kann, daſs man recht gut Caminfeuer, und selbst einen Ofen verträgt, wo es fast jeden Winter schneiet, und der Schnee schon einmal vierzehn Tage liegen ge-

blieben ist, wo man oft des Morgens auf den Strafsen einen Finger dick Eis findet, wo sich übrigens der Körper so gewöhnt, dafs man bey 20 Gr. Reaumur sich ziemlich behaglich im Schatten befindet, und wo 2 Gr. über dem Eispunkt schon eine heftige Kälte scheint; in einem solchen Klima können die Menschen nicht das Jahr hindurch unter freiem Himmel bleiben, ohne zu erstarren, oder auf andere Art umzukommen.

Auch lehrt der Augenschein, dafs dies nicht geschieht. Man gehe in der Nacht durch die Strafsen von Neapel; wo liegen denn die Lazzaroni, wo haben sie denn ihre Lagerstätten? Dreyfsig tausend Menschen, wie man ihre Zahl gewöhnlich angiebt, brauchen Platz, und es müfsten in jeder Strafse eine ganze Menge von ihnen liegen. Man kann lange danach suchen. In einer der volkreichsten Strafsen habe ich wohl zu Zeiten einen schlafenden Menschen auf der Schwelle einer Kirchthüre liegen sehen, aber nur einen, und dies möchte wohl in London, Paris, Berlin auch kein Wunder seyn. Ich will selber zugeben, dafs bey gutem Wetter einige hundert

arme Menschen die Nacht in Neapel auf den Strafsen zubringen, aber mehr nicht.

Alle beobachtende Deutsche, alle unterrichtete Italiener, mit denen ich darüber gesprochen habe, betrachten die Sache als eine Fabel, und lachen darüber. Wer sechs Monathe in Neapel ist, lacht mit ihnen, nur müssen es keine sechs Tage seyn. Neapel ist ein sehr grofses Buch; wer den Inhalt davon etwas kennen lernen will, mufs lange darin studiren. Er darf es nicht schnell hinter einander durchblättern, und dann frisch weg seine Recension darüber niederschreiben. Das geht zur Noth mit einem Roman, aber nicht mit einer so ungeheuren Stadt, zumal, wenn viele Seiten in dem Werke geheim gehalten werden, und vieles nur nach einer langen Beobachtung entdeckt werden kann.

Es haben viel respectable Männer, und einige unter ihnen mit Scharfsinn und Kenntnissen, von Neapel geschrieben; aber ich habe auch nach einem Aufenthalt von sechs Monaten, schon so viel irrige Meinungen in den Schriften über diese Stadt entdeckt, dafs ich ein Buch

schreiben könnte, wenn ich sie alle berühren und widerlegen wollte. Um zu wissen, wie man in Neapel lebt, mufs man hier leben, und nicht durchreisen; man mufs hören, sehen, schmecken und fühlen, und alles dies sehr oft wiederholt, ehe man etwas Genaues und Wahres bestimmen kann.

Was die Zahl der Lazzaroni betrifft, so läfst sie sich unmöglich genau angeben. Wer mag zählen, wie viel Strafsenpöbel in einer so ungeheuren Stadt ist? Auch haben sie ihre Abstufungen, wie man aus ihren oben angeführten Geschäften sehen kann, und die höchsten von ihnen schliefsen sich unmittelbar an den Handwerkstand, oder fliefsen vielmehr mit demselben schon zusammen. Wer will hier eine Grenzlinie ziehen? Indessen mögen wohl 30000 Kerls in Neapel seyn, die kein Eigenthum und kein bestimmtes Geschäft haben.

Von ihrer Kleidung scheinen sie den Namen zu haben. Sie ist zerrissen, schmutzig, voll Ungeziefer, das sie sich ohne Scheu auf den Strafsen absuchen, und keinen Anstand nehmen, sich

dabey zu entblöſsen. Gewöhnlich gehen sie barfuſs, auch im Winter.

Ob sie ein Oberhaupt, oder gar einen König haben? Mit eignen Augen läſst sich in Neapel nichts davon entdecken, und man hört auch von einer solchen Majestät nichts. Sie machen keinen Staat im Staate aus, denn sie bestehen aus einem zerstreuten Volk, das keine Verbindung unter einander hat. Indessen kann es seyn, daſs in manchem District der Stadt einer von ihnen allmählig mehr Ansehen bekömmt, als die andern, und daſs dann ein Theil von ihnen, wenn etwas auszumachen ist, zu ihm seine Zuflucht nimmt. So, sagt man, habe ein Capo der Lazzaroni in Palermo den König angetreten, habe ihm die auſserordentliche Kleinheit des Brods gezeigt, und um Herabsetzung der Getraidepreise gebeten.

Was den Character dieser Menschen betrifft, so kann er unmöglich gut seyn. Ein Volk, das ganz in der Wildheit, ohne die mindeste Erziehung, ohne den kleinsten Unterricht, aufwächst, das in der Jugend, wenn die Eltern es strafen wollen, sogleich die Flucht nimmt, und sodann

mit Steinwürfen von ihnen verfolgt wird, das bey reifern Jahren nur an Erwerb, an Übervortheilung, an Schacher denkt, das überdies statt aller Religion, einen dunkeln Aberglauben, und einige äufsere Ceremonien hat, ein solches Volk kann sich ohnmöglich nur zu dem ersten Grade von Herzensgüte oder Edelmuth erheben, es mufs, bey aller Anlage, roh, ohne Gefühl, ohne Menschlichkeit bleiben.

Dies ist geschehen, und die guten Züge möchten sehr sparsam bey ihnen zu finden seyn. Wenn man vollends sich von den Abscheulichkeiten erzählen läfst, die sie in den Zeiten der Revolution begangen haben, so erscheinen sie in dem schwärzesten und scheufslichsten Lichte. Sie tragen Körbe auf dem Kopfe, wie jener Mundbäcker des Pharao im Traum that, und es ist gewifs, dafs viele von ihnen verdient haben, auch in seinem nachherigen Schicksal ihm ähnlich zu werden.

Lutherische Nachtmahlsfeier

in

Neapel.

Der erste May d. J. war für viele hier befindliche lutherische Einwohner ein merkwürdiger Tag, und besonders für die, welche schon seit langer Zeit hier sind. Ein schwedisches Kriegsschiff, worauf ein lutherischer Prediger sich befand, war in den Hafen eingelaufen. Dies scheint nichts besondres zu seyn, und ist es im Grunde nicht; aber die Umstände machten es hier dazu.

In dem grofsen Neapel nemlich, das nach den neuesten Zählungen 600000 Menschen enthält, ist keine evangelische Kirche, kein evangelischer Prediger, keine freie Religionsübung für

die Protestanten. Man erstaunt, aber es ist wahr. In Madrit, in Lissabon, in Rom, wo einst doch das Inquisitionsgericht herrschte, findet sich jetzt ein evangelischer Gottesdienst, in Amerika, in Asia, in Afrika, in allen Welttheilen steigen evangelische Kirchen empor, nur an dieser Spitze des cultivirtesten Welttheils ist keine zu finden.

Unter diesen Umständen läſst sich errathen, daſs die Ankunft eines protestantischen Geistlichen hier von Wichtigkeit sey. Ich hatte den evangelischen Gottesdienst noch nicht lange entbehrt, und auch vor meiner Abreise noch einmal Theil an der erhabnen Gedächtniſsfeier Christi genommen; aber es befanden sich evangelische Religionsbekenner hier, die in zwölf, in sechzehn, in zwanzig Jahren nicht hatten zum Abendmahl gehen können, und für diese war die Sache noch wichtiger.

Die erste Nachricht von der Ankunft des Geistlichen erfuhr ich von einem russischen Officier, erfuhr zugleich, daſs die evangelischen Russen einen Tag bestimmen wollten, im stillen bey ihm zum Abendmahl zu gehen. Ich erbot

mich sogleich zur Theilnahme, und machte auch meinen evangelischen Freunden die Nachricht bekannt. Alle, die davon hörten, waren dazu bereit, und ein Sonnabend, der erste May, wurde zu dieser Feierlichkeit bestimmt.

Da wir uns in keiner Kapelle oder Kirche versammeln konnten, so geschah es in dem Zimmer eines russischen Majors. Dies war auch deshalb gut, weil der Pöbel, der sehr abergläubisch und unduldsam ist, Unruhen hätte erregen können, wenn die Sache bekannt geworden wäre; unter dem Schutz der Russen, die um Erhaltung der Ordnung und Sicherheit willen hier sind, konnten diese desto leichter verhindert werden.

Um neun Uhr Morgens kamen wir zusammen, und bald nachher wurde der Prediger in einem Wagen von dem Schiffe geholt; denn die Entfernung vom Molo bis zu dem Hause des Majors betrug über eine italienische Meile. Er war ein Schwede von Geburt, und sprach nur sehr gebrochen deutsch; demohngeachtet hatte er eine deutsche Rede aufgesetzt.

Ein Tisch war unser Altar, ein länglichtes Zimmer unsre Kirche, und ein Sopha mit Stühlen unsere Logen. Der Prediger brachte Oblaten und Kelch vom Schiffe mit; zum Wein aber wurde Malaga gegeben, als der gewöhnlichste ausländische Wein. Da das Zimmer an der Straſse lag, so wurde nicht gesungen, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, und der Prediger begann die Feierlichkeit gleich mit einer Rede.

Höchst selten spricht ein Ausländer das Deutsche rein und wohlklingend aus; dies war also auch in dieser Abendmahlsrede nicht der Fall, und besonders verwandelte der Redende, wie gewöhnlich geschieht, das ch am Ende in k. Demohngeachtet machte sie Eindruck, denn es war vieles darin zusammengetragen, wodurch das Abendmahl von einer würdigen Seite dargestellt wird, und ein rührender langsamer Vortrag glich das Fremdartige der Aussprache wieder aus.

Ich muſste mehreremale meine Thränen zurückhalten, wenn mir einfiel, daſs ein kleines Häuflein Protestanten, die alle einige hundert Meilen von ihrem Vaterlande entfernt waren,

hier im Stillen sich vereinigt hatten, ihre Andacht zu halten. Dies gab der Sache nach meiner Meinung mehr Rührendes, als wenn alles in einer groſsen lutherischen Gemeinde vor sich gegangen wäre.

Nachdem die Rede geendigt und Brod und Wein eingesegnet war, traten wir in einen Halbzirkel zusammen, und der Prediger ging in demselben herum, um das Abendmahl zu verreichen. Er sprach dabey nicht ganz die Worte, die in deutschen lutherischen Kirchen gebräuchlich sind, sondern ohngefehr so: dieser Leib Jesu Christi, der für euch gegeben ward, gereiche eurem Leibe zur ewigen Seligkeit. Wahrscheinlich sind diese Worte in Schweden gebräuchlich.

Die Begehung dieses Abendmahls war mir um so feierlicher, da ich auf meiner Reise häufige Gelegenheit zu der Beobachtung gehabt hatte, daſs das evangelische Christenthum die Menschen wirklich besser mache, indem es nicht so viel Anlaſs giebt, durch äuſsere Dinge, durch mechanische Religionsübungen, durch Ceremo-

nien u. s. w. seinen Gottesdienst zu halten, sondern mehr auf das Wesentliche hinführt.

Es waren ohngefehr zwanzig Personen, die an der Feierlichkeit Theil nahmen: ein russischer Oberstlieutenant, ein Major, ein Hauptmann, einige Lieutenants und eine Anzahl Gemeiner. Vom Civil waren unserer nur vier, und zwar alle aus den nördlichen Gegenden von Deutschland, nemlich Kniep, ein Landschaftsmahler aus Hildesheim, Küster, ein junger Musikus aus Lippe-Bückeburg, Gustadt, ein Instrumentenmacher aus Braunschweig, und ich. Auch der dänische Consul Heigelin würde Theil daran genommen haben, wenn er die Nachricht davon nicht zu spät erhalten hätte.

Ich darf hier nicht unterlassen, meinen deutschen Religionsverwandten bekannt zu machen, daſs es in Neapel viel evangelische Glaubensgenossen giebt, die nach einem lutherischen Gottesdienst verlangt, und die einen Geistlichen ihres Glaubens mit offenen Armen empfangen würden.

Die Gemeinde hieselbst ist freilich zu klein, um ihm hinlänglichen Unterhalt und Belohnung

für seine wichtige Pflicht zu geben; aber da das Schicksal so viele Deutsche nach Neapel führt, so ist zu hoffen, daſs vielleicht auch ein ordinirter lutherischer Prediger von den erforderlichen Talenten, so wie von einigen Mitteln darunter seyn werde; bey seiner Anwesenheit würde sich dann alles besser einrichten lassen. Auf freie Wohnung, auf häufiges Speisen auſser dem Hause, und manche andere Vortheile würde er gewiſs rechnen können, und dabey die Beruhigung haben, ein sehr verdienstliches Werk für seine entfernten Glaubensgenossen zu stiften.

Neapel
in
Licht und Schatten.

Eine Epistel.

Du forschest, Freund, wie mir die neue Welt
Am Pausilipp und am Vesuv gefällt?
Welch Leben man, vom Cap Misen' umgrenzet
Und von Minervens Bergen, führt?
Wie hier am schönen Golf der milde Himmel glänzet,
Und welchen Reiz der Erde Schoofs gebiert?
Welch eine Farb' in diesem fernen Süden
Der Erdensöhne Schicksal trägt,
Welch Glück uns ward an Elmo's Fufs beschieden,
Und welcher Schmerz uns niederschlägt?

Du fragest viel, o Freund! Von einer Sonne Strahlen
Kann man die Wärme nicht, und nicht das Blenden mahlen
Doch will ich dir, so viel ich es vermag,
Parthenope in schwachen Zügen schildern.

Schon wird's in meiner Seele Tag,
Schon seh ich mich umringt von mannichfachen Bildern,
Die sich in dieser Welt in bunten Wirbeln drehn,
Itzt kommen und itzt untergehn.
Ja, nenn' es eine Welt! Neapel heischt den Namen,
Es trägt in sich zu einer Welt den Samen.

Das Höchste, Niedrigste, was gut und schlecht erscheint,
Das Edle, Schändliche, das Gräfsliche, das Schöne,
Kurz, Höll und Himmel sind in dieser Welt vereint.
Sechshundert tausend Erdensöhne
Umklimmen Elmo's Felsenhang,
Und sind die Spieler hier auf dieser weiten Scene
Von Menschensturm und Menschendrang.
Ein dumpfer Donner steigt mit Lachen, Weinen, Stöhnen,
Mit Jammern, Aechzen, Flehn und jubelvollen Tönen,
Am Vommero und Pausilipp empor,
Und schlägt im wilden Sturm ans Ohr.
Und niemand merkt darauf, dafs dieser lachend stehet,
Und jener mit Geheul um eine Gabe flehet,
Dafs dieser hier in grausen Wunden liegt,
Und jener mit dem Stern auf stolzem Rosse fliegt.

Des Menschen Leben gilt hier einen blinden Heller.
Ein Sterbender liegt vor dem Söller
Des Marmorhauses da, und keinem fällt es ein,
Sein Trost im letzten Schweifs zu seyn.
Der Herr des Hauses geht mit Hunderten vorüber,

Der Sterbende bleibt in dem Fieber
Der Todesangst mit sich allein,
Und stirbt im hellen Sonnenschein.
Man trägt ihn fort zu einem weiten Grabe
Und stürzet ihn mit einer letzten Gabe
Von scharfem Kalk hinein, wie es mein Auge sah,
Und morgen sind von ihm nur noch die Knochen da.

Erheitern wir die dichtumwölkte Mine,
Komm, Freund, mit mir zu Carlo's groſser Bühne!
Erholung brauchet Herz und Sinn,
Komm zu Thaliens Tempel hin!
Zum erstenmal wird Scipio gegeben,
Und tausend Kerzen haben in der Nacht
Den Sonnenschein zurückgebracht:
Wir können hier den zweyten Tag verleben.

Rings um uns prangt der Menschen frohe Zahl,
Zum stolzen Fest geschmückt, in schimmernden Gewändern,
Und Scenen, die sich ewig ändern,
Enthüllen sich dem Blick im hellen Kerzenstrahl.
Der Weiber Haupt ist ein gestirnter Himmel,
Die Diamanten glühn dicht in des Haares Nacht,
Und Saphir, Amethist, Rubinen und Smaragd
Umzittern unsern Blick in feurigem Gewimmel.
Doch weit noch überstrahlt der Augen milder Glanz
Das blinkende Geschmeid', und in dem Rund bis oben
Ist rings umher ein heller Sternenkranz
Von Schönheit und von Reiz gewoben.

Die Harmonie beginnt, der Vorhang rauscht empor,
Es thut sich auf ein schimmerndes Gefilde,
Rom oder Griechenland im Bilde
Geht schnell vor unserm Blick hervor.
Ein Held erscheint, Paisiellos Töne,
Vermählt mit menschlichem Gesang,
Erfüllen die erhabne Scene
Mit Melodie und Zauberklang.
Und eine große That, die einst die Vorwelt schaute,
Geschiehet noch einmal, zum Ideal erhöht,
Und Tempel gehn hervor, die einst Athen erbaute,
Mit ihrer Götter Majestät.

Das Ohr ist satt von Nachtigallenstimmen,
Und von der Saiten Harmonie;
Ein Weib beginnt im Tanz daher zu schwimmen,
Der Venus ihren Gürtel lieh.
Ein schimmernd Heer von Männern und von Weibern
Schwebt rings um sie, wie Blütenduft,
Die Seele spricht in ihren schönen Leibern,
Wo Hand, und Fuſs, und Blick entzückt Gedanken ruft.
Vom Himmel ist herab ein reizend Volk gestiegen,
Das von der Ketten Last, die uns am Boden band,
Mit Zauberkräften los sich wand,
In seelenvollem Tanz auf Erden sich zu wiegen.
Das Auge wird berauscht, die Lippen werden stumm,
Die Seele fühlt Elysium.

Bist du genug gestärkt? Nun Freund, nun komm von hinnen,
Ein neuer Pfad ist zu beginnen:
Wir müssen durch Neapel gehn,
Und mit dem Licht zugleich die Nacht des Schattens sehn.

Siehst du dies Weib, mit bleichen Zügen,
Wie nur der Tod sie hat, am feuchten Boden liegen?
Siehst du den Strom von Blut, der aus dem Munde fliefst,
Und purpurn über Wang' und Busen sich ergiefst?
Siehst du der Kinder Schaar mit jammervollem Flehen
Um die entseelte Mutter stehen?

Du bebest, Freund? Warum? Sieh doch die andern an!
Wer achtet auf das Weib, wo ist der edle Mann?
Schau auf die Sterbende! Du mufst es alles wissen,
Dein Herz zerrifs ich gern, denn meines ward zerrissen;
In meinen Adern quoll die Bitterkeit empor,
Und strömt durch Worte nun voll Wermuthssinn hervor.
Du darfst den Blick nicht von dem Weibe wenden,
Viel lernest du von dieser Scene hier,
Denn sieh, ein Räthsel zeigt sich dir.
Schau hin, und lafs mich ganz vollenden!

Das Weib ist jammervoll, doch dieses Angstgeschrei
Der Kinder um sie her, und diese blut'ge Quelle,

Und dieser nahe Tod ist schwarze Gaukelei.
Oft liegt sie sterbend da an eines Hauses Schwelle,
Und blutet und erbleicht, und stirbt allmählig hin.
Warum? Sie sucht der Bettelei Gewinn.
O weh, wie tief sind wir gefallen,
Beginnt uns hier das Herz vor Mitleid erst zu wallen.

Sprich, was ist schrecklicher, ob's schwarze Gaukelei,
Ach, oder bange Wahrheit sey?
O, schrecklicher ist die erfundne Scene;
Sie härtet das verletzte Herz
Selbst für die jammervollsten Töne,
Und für des Bruders tiefsten Schmerz.
Du kannst die Folgen bald von dieser Lehre sehen:
Beym wirklich Sterbenden lernt man vorübergehen,
Der Nackte findet kein Gewand,
Der Halbverhungerte verfehlt das Herz von Eisen.
Er liegt bey einem Berg von Speisen
Dicht an des Hungertodes Rand,
Mit dürren Schalen in dem Munde,
Und stirbt dahin in einer bangen Stunde.

Das Schrecklichste, das nur zu finden ist,
Von Krankheit, Wunden, Schmerz, von Aussatz, Eiterbeulen,
Von Schäden, die kein Arzt mag heilen,
Das siehet täglich hier der glaubenvolle Christ.
Was thut er? Seht, er kniet vor einem Heil'gen nieder,

Und schenket Kerzen ihm, und ehrt ihn in der Nacht
Durch theurer Feuerwerke Pracht,
Und hülflos bleiben seine Brüder.
Religion ist hier ein äufsres Schattenspiel,
Durch Pfaffen weit verrückt von dem erhabnen Ziel.

Komm, Freund, wir müssen uns erholen,
Bind' Hermes Flügel an die Sohlen,
Und fleug mit mir zu Elmo's Höh'n,
Um die Natur und Kunst in ihrer Pracht zu sehn.

Wir stehen da. Erheitre die Gebehrde!
Wir sind am schönsten Ort der Erde,
Und was die Welt Erhabnes, Grofses hat,
Das liegt verbreitet hier um diese Königsstadt.
Auf dieser Zinne steigt kein sterbend Winseln,
Kein banges Flehn zu unserm Ohr,
Es gehen Berg', und Meer, und Felsen, Ebnen, Inseln,
Und Vorgebirg' und Wald vor unserm Blick hervor.
Hier schwillt die Brust von reinen Lüften,
Wir fühlen uns dem Himmel nah,
Und in verschönenden ätherisch blauen Düften
Liegt weit umher die Muttererde da.

Hoch steiget Ischia zur Rechten aus den Fluten,
Ein steiler Gipfel ists, doch seine Höhen bluten
Den reinsten Nectar aus, und Ceres giebt im Thal,
Pomona giebt mit ihr ein reiches Göttermahl,

Siehst du an ihrem Fuſs den Arm ins Meer sich strecken?
Siehst du Misenens Cap am groſsen Wasserbecken?
Das Land ist heilig dort, der hochbesungne Mann
Aeneas kam allda mit den Gefährten an.
Hier ist Elysium, hier schwimmet Charons Nachen,
Hier öffnet Cerberus den weiten Höllenrachen,
Hier wohnet die Sybill, hier ist Misenus Grab,
Hier stieg Anchises Sohn zur Unterwelt hinab.

Doch wende deinen Blick von diesen heil'gen Auen,
Rings um sie her ist noch des Groſsen viel zu schauen.
Es beut sich Procida und Nisida uns dar,
Die weiſsen Flecken dort sind jene Solfatar,
Sind jener ausgebrannte Krater,
Der Fruchtbarkeit und der Verwüstung Vater.

Uns näher ist des Auges Ziel,
Der Pausilipp mit freundlichem Gesichte,
Ein Stück, nach Sannazars Gedichte,
Vom Himmel, das zur Erde fiel.

Dicht vor uns sehen wir die Stadt den Berg erklimmen,
Und fast erklomm sie ihn bis zu dem Gipfel schon.
Hier hört man jenes Meer von Stimmen,
Von Weh und Jauchzen nur im dumpfen Donnerton;

Freund, sieh die Riesen an, auf Ebnen und auf Höhen!
Nein, solche Stadt hat nie dein trunkner Blick gesehen!

Nun blicke weiter noch hinaus,
Und schau nach Süden hin in das unendlich Leere.
Doch nein, es steiget aus dem Meere
Die Insel Capri auf des Golfes Felsenhaus,
Und überall sieht man das grofse Wasserbecken
Mit hochgeflügelten Pallästen sich bedecken.
Das Meer ist hier bewohnt, wie eine weite Flur,
Die Häuser schwimmen drauf und blau ist die Natur.

Wir wenden itzt den Blick zu dem erhabnen Bilde,
Das uns zur Linken prangt. Was ist die Ebne hier?
Ein lichter Wald; o nein! Ein weites Fruchtgefilde?
Auch nicht! — So ists des Weinstocks Lustrevier! —
Auch dieses ist es nicht, und doch hast du gerathen;
Freund, es ist alles dies, es werden grofse Thaten
Durch die Natur gethan. Am Boden sprofst die Frucht,
Und drüber steigt empor in abgemefsnen Räumen
Ein schlankes Heer von Pappelbäumen,
Das seinen Sitz hoch in den Lüften sucht.
Dazwischen siehet man von einem Baum zum andern
Des Weinstocks schöne Reben wandern,
Und dreyfach spendet die Natur
Hier ihre Gaben aus auf einer einz'gen Flur.

Reich sind die Ebnen, und prachtvoll sind die Höhen;
Sieh jene beyden Riesen stehen,
Und sprich, ob unser Blick was Größers schauen kann!
In jenem, der den weiten Rachen
Am Golf erhebt, als brüllt' er laut den Himmel an,
Erblickst du den Vesuv, den feuerspei'nden Drachen.
Doch schläft der Löwe jetzt, und aus dem weiten Bauch
Erheben sich nur schmale Säulen Rauch.
Wird seine Wut von neuem einst beginnen,
Dann flieht, ihr Sterblichen, wie scheues Wild, von hinnen!
Schon lange sammelt er sich eine Hölle ein,
Und schrecklich wird sein Ausbruch seyn.

Zu seiner Rechten steht der Somma, rings von Reben,
Von Wald, von goldner Saat und stillem Moos umgeben,
Gleich einem Bruder sanftrer Art;
Den Frieden und den Krieg hat die Natur gepaart.

Und hinter diesen Bergen sehen
Wir jene weltberühmten Höhen,
Auf denen einst Minervens Tempel stand,
Und wo Sorrento liegt; es ist ein heilig Land.
Mit Städten ist besät der Fuſs von diesen Bergen;
Sie schimmern hell daher, doch gleichen sie den Zwergen,

Die unter Riesen stehn. Vor allen trägt die Spitze
Der Gauro stolz empor, und von dem hohen Sitze
Schaut man zum Krater selbst, in das weit offne Grab
Des schrecklichen Vesuvs hinab.

Hoch sind die Berge hier, doch höher sind die Spitzen,
Die dort von weitem her im Sonnenstrahle blitzen;
Bis in den schönen Lenz sind sie mit Schnee bedeckt,
Weil sich ihr graues Haupt bis zu den Wolken streckt,
Es ist die Kettenreih' der stolzen Apenninen,
An deren Stirn nur seltne Kräuter grünen;
Doch mildern sie die Glut, die hier der Sommer schafft,
Und des Scirocco's wilde Kraft.

Ist noch ein Ort auf unsrer weiten Erde,
Wo man so viel Erhabnes schaut,
Trägt die Natur noch sonst die reizende Gebehrde,
In welcher hier der Morgen thaut?
Nein, Freund, nur selten ist ein solcher Kranz zu finden,
Wie hier ringsum das Meer, und Berg' und Thäler winden.

Hast du genug geschwelgt? O schwelge dich recht satt,
Denn gleich mufst du mit mir hinuntersteigen
Zum Abgrund unsrer Königsstadt.
O dürft' ich doch den Abgrund dir nicht zeigen!

Hast du Gefühl auch für der Thierwelt Pein,
So fleug, als wollt' auf schönen Triften
Ein Natternheer dir deine Luft vergiften,
Und geh nicht in Neapel ein.
Dort sind der Menschen viel, die sich an Martern laben,
Die in der Brust kein Herz und kein Erbarmen haben.

Sieh dieses Rofs, einst seines Reuters Lust,
Vor dem beladnen Karren stehen;
Hast du was Schrecklichers gesehen?
Erbebt dein Herz nicht tief in deiner Brust?
Bedeckt ist dies Geripp mit tausend frischen Wunden,
Sie schimmern blutig roth im schwarzen Haar daher,
Ein Marsyas der Thierwelt ist gefunden,
Ein Jammerbild, ein Märtyrer.
Zerrissen ist die Brust, zerfleischt der ganze Rücken,
Am Körper ist kein Glied, das keine Wunden hat;
Und solche Greuel mufs die fromme Christenstadt
In ihrem weiten Schoofs erblicken?
Ist denn kein Richter da, ist kein Erbarmer mehr?
Bleibt alles bis zum jüngsten Tage
Für jenes letzten Richters Wage,
Und ist der Menschen Brust denn ganz von Mitleid leer?

Erschein', o Tod, mit deiner scharfen Hippe,
Und führe schnell dies wandelnde Gerippe
Zur Klage vor des Richters Thron!
Seit Jahren blutete, seit Jahren starb es schon.

Und solcher Wesen sind hier tausende zu finden,
Die unter Martern sich vor ihren Treibern winden.
Sieh jenes Saumrofs an; entkräftet liegt es da,
Zerschmettert von der Last, und scheint dem Tode nah.
Doch martern sie es noch mit ungeheuren Stäben,
Und sehn erbarmungslos sein Blut am Boden kleben.
Es mühet sich umsonst, es will sein Helfer seyn,
Und runder wird das Knie, und gröfser seine Pein.

Auf, Freund, auf fliehn wir schnell von hinnen!
Allein wohin? Was seh' ich dort beginnen?
Ein Metzger hänget eine Zahl
Von Ziegenlämmern auf an einen scharfen Stahl.
Er läfst mit kaltem Blut ihn durch die Sehnen dringen,
Er sieht gedankenlos den Quell von Blut entspringen;
So hängen sie verwundet nun,
Bis er die Zeit gewinnt, bequem sie abzuthun.
Kann unser Herz, kann dies der Blick ertragen?
Wir eilen schnell von diesem Henker fort;
Allein welch Schreien tönet dort?
Sieh, eine Henne wird erschlagen.
Erschlagen? Nein, so schnell ertödtet man hier nicht,
Die Thiere trifft ein härteres Gericht.
Ein Schlag, ein kleiner Schnitt, dann rupft man ohn' Erbarmen
Das Thier lebendig ab, und hört das Schreyn der Armen
Gelassen an. Es ist schon Brust und Rücken blos,
Und noch empfängt das Thier nicht seinen Todesstofs.

Nun sprich dem Henker von Erbarmen,
Von Mitleid gegen Thiere vor.
Er weiſs nicht, was du meinst, und leiht dir kaum sein Ohr;
Kein Mitleid kann sein Herz, nur Geld kann es erwarmen.

Hinweg aus dieser Straſsen Grab!
Wir wollen hin zu offnen Plätzen eilen.
Sieh, eine Heerde kömmt am Strande dort herab,
Bey ihrem Anblick kann das Auge froh verweilen.
O weh! Ein Lamm verirrt sich scheu von seinem Ort;
Der Treiber schlägt es hart, es irrt noch weiter fort.
Er folgt. Wir möchten gern dem Treiber bittend sagen,
Das arme Lamm nicht mehr so hart zu schlagen.
Er aber wird vor Zorn im ganzen Antlitz roth,
Er schlägt's voll Wut, er schlägt's vor unsern Augen todt.
Es sinkt entseelt zur Erde nieder,
Er hebt's empor, es soll von neuem aufrecht stehn;
Allein das Haupt ist schlaff, und blutig sind die Glieder,
Es wird nicht mehr mit seiner Heerde gehn *).

Gefällt

---

*) Ich glaube zur Ehre meiner deutschen Leser, daſs viele von ihnen die obigen Züge für übertrieben halten, und sich nicht davon überzeugen werden; aber ich muſs ihnen diesen edlen Irrthum rauben. Alles

obige

Gefällt dir dieses Volk im Süden?
Was man so oft von einem Volk begehrt,
Ist ihm in vollem Maafs beschieden.
Sieh, Freund! es ist unaufgeklärt,
Es ist unwissend, roh, es kennt nicht seine Pflichten,
Es kann nicht gegen Gott, noch Menschen sie entrichten,
Nicht gegen das verlafsne Thier,
Die Menschen sind das Vieh, das Vieh ist menschlich hier.
Voll Reiz ist die Natur, doch sind die Menschen Sünder,
Die beste Mutter zieht sehr oft die schlimmsten Kinder;
Den Teufeln ward ein Paradies gewährt,
Erscheint kein Engel mit dem Schwerdt?

---

obige ist buchstäblich und hundertfach wahr; nur wenige Stunden brauchte ich, einen von ihnen durch Neapel zu führen, und er würde schon einen grofsen Theil davon mit eigenen Augen entdecken. Auch in Deutschland ist viel Böses, viel Grausames, viel Empörendes; aber ein so tiefes Versinken in Fühllosigkeit, in erbarmungslose Kälte, in Mangel an aller wahren Religion ist dort nicht zu finden, und meine Nation erscheint mir immer in einer edlen Gestalt, wenn ich sie mit dem gemeinen Schlage der Italiener vergleiche. Selbst die Gebildetern sind hier von Jugend auf so sehr an solche Scenen der Grausamkeit gewöhnt, dafs sie wenig Eindruck mehr auf sie machen.

Hier, Freund, hier wollt' ich itzo schliefsen,
Allein zu dunkel ist das Bild,
Das ich zuletzt vor deinem Blick enthüllt.
Es würde mich bey allem Schmerz verdriefsen,
Liefs ich zu schwarze Nacht in deinem Geist zurück;
Viel Schreckliches ist hier, allein auch vieles Glück.
Dabey wirst du, und niemand wird es wähnen,
Dafs jenes Schreckliche vom ganzen Haufen gilt;
Ich konnte das verhafste Bild
Vom Pöbel nur der schönen Stadt entlehnen.

Jetzt wollen wir zurück zum Drang der Strafsen gehn,
Um auch das Reizende zu sehn.

Hier haben einen Tisch bereitet
Pomona, Ceres, Pan, von tausend Gaben schwer,
Und zwischen diesen Gaben schreitet
Gott Bachus mit dem Kelch daher.
Hier ist der Schatz der Hesperiden,
Der goldnen Äpfel Last zu Bergen aufgehäuft,
Dort ist dem Blick ein andrer Reiz beschieden,
Wenn er umher auf tausend Früchte schweift,
Auf Trauben, Feigen und Melonen,
Auf Ananas mit ihren Kronen,
Auf Mandeln ohne Zahl, auf rother Pfirschen Glanz;
Allein wie nennt' ich je Pomonens Kinder ganz!

Dort sehen wir Neptuns Geschenke liegen;
Des Meers Bewohner sind in tausendfacher Art

Des Golfo's tiefem Schlund' entstiegen,
Und Wunder sind mit Wundern dicht gepaart.
Was Linné lehrt, was wir im Buffon lesen,
Das zeigt hier die Natur, wie die Gestalt erscheint;
Wo sah man so viel seltne Wesen,
Und Ungeheuer je vereint?

Unübersehbar sind der fetten Heerden Gaben,
Solch eine Fülle hat das Auge nie gekannt;
Sorrento, Puglien, und die Campagna haben
Uns ihre Schätze zugesandt.
Hier siehet man den Gott der Gärten stehen
In seiner lieblichsten Gestalt,
Dort sehen wir die Blumengöttinn gehen,
Wie unter ihrem Schritt empor der Frühling wallt.
Und was vielleicht dem schaffenden Gefilde
An Gaben noch gebricht, das tragen Schiffe her,
Und unaufhörlich fliefst vom Meer
In dieses Magazin der fremden Länder Milde.
Neapel ist ein ungeheures Haus,
Die Erde leert darin ihr grofses Füllhorn aus.

Hier, Freund, hier können wir uns trennen,
Und uns mit leichtrem Sinn die holde Ruhe gönnen,
Bald lad' ich dich zur neuen Wandrung ein,
Zu neuer Lust, zu neuer Pein.

Zusätze

zu

Neapel in Licht und Schatten.

Es werden vielleicht manche über das erstaunen, was in dem Licht und Schatten von Neapel gesagt ist, besonders in dem letzten; vielleicht manche Züge darin für erfunden oder für übertrieben halten. Leider ist keins von beyden der Fall; es ist alles nach eigner Wahrnehmung und in dem Grade der Wahrheit geschildert, den es hat. Demohngeachtet sind einige hinzugefügte Bemerkungen, besonders über das Nachtheilige, hier nicht am unrechten Ort.

Es schmerzt gleichsam recht im Innern, in einer Stadt, die so viel Vorzüge hat, so viel Bö-

ses, und so viel dem Anscheine nach zu hebendes Böse wahrzunehmen. Hierunter fällt zuerst die fast allgemeine, unerhörte und empörende Bettelei in die Augen. Schon in dem ersten Heft habe ich davon gesprochen; aber von einer so widrigen Sache kann man nicht oft genug reden, und sie ist hier so verbreitet, daſs sich immer neue Züge davon darbieten.

Das gemeine Volk in Italien treibt das Betteln gleichsam handwerksmäſsig, und als eine Beschäftigung, die immer neben ihrer gewöhnlichen Beschäftigung hergeht. Sobald sie jemanden erblicken, von dem etwas zu hoffen steht, fangen sie sogleich ihr Nebengeschäft auf eine unverschämte Art an zu treiben, und sind besonders gegen einen Fremden äuſserst zudringlich. Sie scheinen gar kein Gefühl für das unanständige und erniedrigende des Bettelns zu haben, im Gegentheil betrachten sie es als einen gewöhnlichen Erwerb.

Man geht vor einigen Weibern vorbey, die in der Hausthüre sitzen und arbeiten; plötzlich fangen sie in einem kläglichen Ton an zu bet-

teln, und setzen dann gleich hinterher ihr Gespräch in gewöhnlichem Ton fort. Sie werden es nie unterlassen den Versuch zu machen, ob nicht etwas zu erhalten ist.

Die Art, womit gebettelt wird, ist mindestens für einen Deutschen höchst beleidigend und empörend. Signor ist gewöhnlich das erste Wort, womit sie anfangen, und dies Signor wird in einem so dreisten und gleichsam befehlenden Tone gerufen, als wenn ein Oberer mit seinem Untergebenen zu reden anfängt, oder ihn etwa aus dem Fenster anruft. Sieht man sich auf diesen Ruf um, so hält uns ein Bettler seine Hand entgegen. Ein andrer tritt uns in den Weg, hält uns auf, und wir müssen um ihn herum, vielleicht in Schmutz und Wasser gehen, um bey ihm vorbey zu kommen. Ein Dritter tritt geheimnifsvoll zu uns heran, als hätte er uns etwas wichtiges zu sagen; man wundert sich über das Vertrauliche eines Unbekannten, er sagt uns was ins Ohr, und es ist eine Bettelei. Die meisten begehren im Namen der Mutter Gottes, irgend eines Heiligen, den man verachtet, oder um der

armen Seelen im Fegefeuer willen, ein Almosen. Ist es möglich, wenn man auch gern giebt, dafs man hier mit gutem Herzen geben kann.

Vorzüglich aber wird man durch jene erkünstelte Art des Bettelns empört, wodurch zu dem wahren Elend noch ein schauspielerischer Zusatz, der es übertrieben und abscheulich macht, hinzukömmt. Dieser erstickt sogleich alles Mitleid, und ist gänzlich dem Vortheil der Bettelnden entgegen, ohne dafs sie es je merken; der Italiener zeigt sich hier, wie in vielen andern Rücksichten.

Wer kann es dulden, wenn jemand eine Blöfse des Körpers geflissentlich noch mehr entblöfst, wenn er eine klagende Stimme in eine unsinnig heulende verwandelt, oder wie ein weinender Knabe schluchzt, wenn er sich lang am Boden hinwirft, und die fürchterlichsten Grimassen macht, wenn Kinder abgerichtet sind, unaufhörlich zu winseln und zu schreien, wenn die Mütter absichtlich die Schamtheile ihrer Kinder entblöfsen, um die Nackenden zu spielen, die ihre Scham nicht bedecken können, wer kann so

etwas dulden? Und doch ist man unaufhörlich mit solchen Pantomimen und Gaukeleien umgeben. Selbst in seinem Zimmer kann man nicht in Ruhe vor ihnen bleiben, und da es den Bettlern verboten ist, in die Häuser zu gehen, so verfolgen sie uns wenigstens darin mit ihrer Stimme, indem sie unter grofsem Geheul durch die Strafsen schleichen, und selbst in der Nacht noch ihre abscheulichen übertriebenen Klagetöne erschallen lassen.

Und nicht Neapel allein, alle umliegende, selbst die heiligsten Gegenden sind mit diesem Ungeziefer, wie mit Heuschrecken bedeckt. Man geht auf Cap Misene, und will sich seinen Empfindungen überlassen; man will an den Aeneas, an den Palinurus, an die Landung der Trojaner denken; aber in jedem Augenblick stört uns ein Bettler. Man befindet sich an dem Ort, wo die alte Stadt Bauli stand, und will die Überbleibsel davon aufsuchen, aber vor jeder neugebauten Hütte steht ein bettelndes Weib, und sendet überdies schreiende Kinder hinter uns her. Es ist hier ein ganzes bettelndes Volk. In den ely-

säischen Feldern sieht man keine Schatten, sondern Bettler, und am todten Meer schleichen zerlumpte Landstreicher herum.

Wie sehr dies den Genufs dieser merkwürdigen Gegenden verbittert und herabsetzt, leuchtet von selber ein. Und ein so reiches Land, wo der Boden vier-, fünf-, sechs-, ja achtmal das Jahr hindurch trägt, wo nie ein Stillstand in der Natur ist, wo das Getreide, wie man behauptet, das zwanzigste Korn giebt, sollte diesem Übel nicht abhelfen können? Das ist gar nicht denkbar.

Ich erinnere mich, dafs man in meiner kleinen nicht reichen Vaterstadt dem Betteln auf eine ganz einfache Art in einem Tage ein Ende machte. Es wurde des Sonntags eine Predigt über eine zweckmäfsige Wohlthätigkeit, und über die Vortheile einer Armenkasse gehalten, denselben Mittag gingen die Prediger des Orts in der ganzen Stadt umher, fragten jeden Einwohner, wie viel er nach seinen Kräften wöchentlich zur Unterstützung der Armen geben wolle und könne, schrieben die Summe auf und sammelten sie

nachher alle Sonntage ein. Die unvermögenden Armen wurden unterstützt, die vermögenden zu einer zweckmäfsigen Arbeit angehalten, und das verderbliche Übel des Bettelns hatte plötzlich ein Ende.

Sind denn die Pfaffen hier blos da, um die Menschen auf Irrwege in der Religion zu führen, um ihnen das Nichtheilige heilig zu machen, und das wahre Grofse, Erhabne und Heilsame der Religion ins Dunkel zu stellen? Kann man sie denn nicht zu irgend etwas wesentlich Gutem gebrauchen?

Indem ich dies niederschreibe, geschieht etwas, das alles obige unnöthig gemacht hätte, wenn es früher geschehen wäre. Die Ankunft des Königs aus Palermo ist nahe, und auf einen Befehl desselben werden plötzlich alle Arme zusammengebracht und in Arbeits- oder Armenhäuser geführt. Verschwunden ist auf einmal ein grofser Theil dieser ungestümen Fordrer, und nur hie und da sieht man noch in schwarzen Florkappen Frauenzimmer, die sich von der gemeinen Klasse von Bettlern unterscheiden, und im

Stillen etwas begehren. Unter diesen sind viele Unglückliche aus gutem Stande, die durch die Revolution verarmt sind.

Welch eine Wohlthat dies schnelle Aufhören der Bettelei für die Bewohner von Neapel sey, das kann man leicht errathen, wenn man das obige gelesen hat. Man ist gleichsam von einer Art Verfolgnng befreit, die nicht allein den Geldbeutel, sondern, was schlimmer ist, auch das Herz angreift. Überhaupt macht der König vor seiner Ankunft viel heilsame Einrichtungen, und er wird mit groſsem Jubel empfangen werden.

Ich komme auf einen zweiten Punkt, der in Neapel jeden Menschen von Empfindung empört, auf die grausame Behandlung der Thiere. Es ist unglaublich, wie man diese unglücklichen Geschöpfe, von denen der gröſste Theil ganz der Willkühr eines rohen Haufens überlassen ist, martert, und wie weit mehr man ihnen auflegt, als sie ihren Kräften nach tragen können. Unsere deutschen Lastthiere würden unter der Last von Steinen, von Erde, von Holz, die man hier den Pferden und Eseln aufbürdet, gleich zusam-

menbrechen, würden niederstürzen, und nicht wieder aufstehen können. Hier bewirken Gewohnheit von Jugend auf und der Stab des Treibers, daſs die Thiere unter unmäſsigen Lasten dahinschleichen, und allmählig mehr leisten lernen, als sie ihrer Natur nach können. Freilich ist es ein ganz gewöhnlicher Anblick auf den Straſsen, daſs sie blutig zu Boden stürzen, und sich unter allen mördrischen Schlägen nicht wieder erheben können. Aber man packt sodann die Last ab, und legt sie ihnen gleich wieder auf, wenn sie aufgestanden sind.

Damit auch die Thiere ihre letzten Kräfte bey der Arbeit anwenden, so hat man gewisse künstliche Mittel erfunden, sie in der Anstrengung zu erhalten. Den Pferden und Eseln zieht man beym Lasttragen den Kopf scharf zurück, so daſs sie denselben stets hoch tragen, und in einer beständigen Spannung seyn müssen. Man sieht daher bey diesen Thieren gewöhnlich einen Streifen rings um das Maul, der blutig und dick verschwollen ist. Hierin schneidet sich das Band, das den Kopf zurückhält, tief ein

Bey dieser Überladung der Thiere findet noch der augenblickliche Vortheil statt, daſs der Transport gröſser ist; aber bey dem martervollen Abschlachten der Thiere sieht man weder einen nahen noch einen entfernten Nutzen. Es ist ein trauriger Anblick, ein junges Lamm an einem Haken, der ihm durch den Hinterfuſs gestochen ist, hängen, und stumm zappeln zu sehen; bis der Metzger kömmt, ihm langsam die Kehle abzuschneiden. Es ist eine schmerzhafte Scene, ein blutendes, halbtodtes Huhn zu sehen, das schon am ganzen Leibe gerupft ist, aber noch immer zuckt und schreiet. Und dergleichen sieht man doch bey jedem Schritt, den man bey der Boutike eines Pollajots oder Hühnerhändlers thut.

Selbst die gebildeten Stände bekümmern sich um diese Grausamkeit nicht, und gehen gelassen vorüber. Ich sprach einst mit einer Dame darüber, die man schon zu den vorzüglich Gebildeten rechnen konnte, und äuſserte, wie sehr man sich in Neapel gegen die Thierwelt versündigte. Sie antwortete mir aber, dies wäre keine Sünde, sondern nur *una certa inhumanita*.

Die Unmenschlichkeit ist also keine Sünde. Will man dagegen wissen, was Sünde ist, und was die Priester den Schafen ihrer Gemeinde hoch anrechnen? Wenn sie die Messe nicht gehört, wenn sie das Ave Maria nicht gebetet, wenn sie den Hut vor einem Heiligenbilde nicht abgenommen haben, wenn sie bey Vorbeytragen des Hochwürdigen nicht niedergekniet sind, u. s. w. Beobachtet ein katholischer Christ diese und andere Gebräuche seines Glaubens, so hat er seine Religion erfüllt und ist hoch zufrieden mit sich selber. Den letzten Gebrauch muſs man sorgfältig mitmachen; kniet man etwa vor dem Hochwürdigen nicht nieder, oder nimmt den Hut nicht lange Zeit in die Hand, so kann man die Worte hören: warum schlägt man den Hund nicht gleich todt? Was macht man Umstände mit dem Spitzbuben?

So zeigt hier der fromme Christ seinen Eifer in Religionssachen, so beweist er, wie fest er am Glauben hängt, und wie er alles thut, um ihn zu schützen. Dabey denkt er nicht an die Pflichten, die ihm gegen Gott, gegen die Men-

schen, gegen die Thiere obliegen, und verlezt sie, sobald sich ihm die Gelegenheit darbietet, mit dem leichtesten Herzen. Er verehrt das todte Symbol Christi, die Hostie, auf den Knieen, aber das lebendige Symbol desselben, das Lamm, womit er so oft in der Bibel verglichen wird, martert er langsam zu Tode. Er brennt Tag und Nacht eine Lampe vor dem Madonnenbilde; aber gegen seine Nebenmenschen erlaubt er sich jeden Betrug, jede Übervortheilung, jedes Böse, wenn er Nutzen davon hat. Er verehrt die Heiligen und ruft unaufhörlich ihren Namen an, aber den Gedanken an den allwissenden Gott, der die Herzen prüft, und sein Inneres erforscht, verbannt er sorgfältig; denn dieser möchte es genauer nehmen, als die Heiligen, die selber sündhafte Menschen waren.

Die Religion hat hier beynahe gar keinen Zusammenhang mit Menschenliebe, mit Rechtschaffenheit, mit Sanftmuth, mit Gerechtigkeit, mit Erbarmen, mit allen den Tugenden, woraus sie besteht; es ist durchaus keine biblische Religion mehr zu finden, sondern ein bloſses Pfaf-

fensystem, das aus Ceremonien, häufigem gedankenlosem Beten, Messe hören, Beichten und allenfalls einiger Wohlthätigkeit durch Almosen besteht. Wenn Christus und die Apostel in die Welt zurückkehrten, wenn sie untersuchen wollten, welche Früchte der ausgestreute Samen getragen hätte, und sie hörten dann vom Fegefeuer, von Messe, von Verehrung der Heiligen u. s. w. reden, hörten die Worte erschallen *ora pro nobis*, oder bitt für uns, und ein ewiges *ave Maria*-Geplapper, sähen die Christen vor den Bildern der Heiligen knien, sähen statt des Jupiters den heiligen Januarius, statt des Vulkan den heiligen Florian, statt des Hercules den heiligen Christoph, statt der Juno die heilige Maria zur Anbetung aufgestellt, sähen nur Ceremonien statt Tugend, nur gedankenlose Büſsungen und Prozessionen, statt christlicher Frömmigkeit und Rechtschaffenheit — würden sie ihre eigne Religion wieder erkennen? Unmöglich! Sie würden fast keine Spur davon zu entdecken vermögen; sie würden glauben, daſs ein neues Heidenthum mit veränderten Namen der Götter entstanden wäre. Die

Apostel

Apostel würden den Staub von den Füſsen schütteln, und Christus würde sagen: hinweg von mir, ihr Verruchten, ich habe euch nie erkannt!

Ich kehre zu der grausamen Behandlung der Thiere zurück. Die Bettelei vermogte der König abzuschaffen, aber die Grausamkeit gegen die Thiere zu vernichten, so weit reicht sein Arm nicht. Und wenn auch in alle Straſsen Sbirren hingestellt würden, die jeden, der ein Lastthier übermäſsig belastete oder miſshandelte, jeden, der ein Lamm lebendig an einen Nagel hinge, oder ein Huhn lebendig rupfte, sogleich in Strafe setzten; wie viel Gelegenheit würden die Unmenschen dennoch übrig behalten, im Stillen Grausamkeiten zu verüben, und zwiefach ihre Wut auszulassen. Hier müssen die Priester, die Erzieher, die Religion wirken; und jene ersten vermögten besonders so viel. O machten sie es dem Neapolitaner nur den zehnten Theil so heilig, kein Thier unnütz zu martern, als vor dem Hochwürdigen zu knien, die Messe zu hören und das Kreuz zu machen, so würden plötzlich

alle jene Scenen der Grausamkeit verschwunden seyn.

Die Fortsetzung künftig.

Seltsame Gebräuche in Neapel.

Fortsetzung.

In gewisser Rücksicht kann man behaupten, daſs in dieser Stadt Freiheit und Gleichheit Statt findet. Die Freiheit besteht darin, daſs man in seinem Hause und auf der Straſse sich nicht den mindesten Zwang auflegen darf, sondern sich ganz seinem Hange überlassen kann. Man geht, man steht, man redet laut, man zankt sich, man umarmt sich, man kauft, man iſst, man trinkt, kleidet sich wie man will, und thut viele andere Dinge, die in andern Städten wenigstens beob-

achtet werden, ohne daſs es jemandem einfällt, danach hinzusehen. Mitten unter Tausenden ist man unbemerkt, wie in einem einsamen Walde. Die Ströme von Menschen, die in den Straſsen flieſsen, die Hunderttausende, die hier in gedrängten Schaaren umher wallen, verhindern alle Aufmerksamkeit, die einem einzelnen zufallen könnte, und wenn Freiheit mit Ungezwungenheit verglichen werden kann, so herrscht sie hier.

Die Gleichheit wird durch einen andern auffallenden Gebrauch verursacht; man nennt hier nemlich niemanden bey seinem väterlichen, oder bey dem Familiennamen, sondern immer bey dem Taufnamen. Stellt die Person irgend etwas vor, so wird das Don zu dem Namen hinzugesetzt, und so heiſst es Don Carlo, Don Christiano, Don Giovanni, Don Federigo u. s. w. Dies fängt bey dem Prinzen an, und geht durch alle Stände bis zu dem Kaufmannsburschen und Schulknaben herunter; alle haben denselben Titel, und es entsteht also natürlich eine gewisse Art von Gleichheit daraus. Will man jedoch jemanden vorzüglich ehren, so setzt man noch das

Signore hinzu, und bey vertrauten Freunden auch das *mio*, so daſs es dann in der Anrede heiſst: *Signore don Carlo mio*, welches gar nicht übel klingt. Dieser Gebrauch hat übrigens die groſse Bequemlichkeit, daſs man um den Titel nicht verlegen zu seyn braucht, sondern mit dem Don und dem Taufnamen gleich fertig ist.

Durch die groſse Anzahl von Menschen wird ebenfalls die Gleichheit sehr befördert. Es achtet niemand darauf, ob ein Prinz, oder ein Marchese, oder irgend ein besternter Ritter auf der Straſse geht oder fährt; er verliert sich unter dem groſsen Haufen als ein höchst unwichtiges Wesen, so wichtig er seyn mag, und es geht ihm kein Mensch aus dem Wege. Die Sache hat ihr angenehmes, aber auch ihr unangenehmes; sie befördert die Frechheit, die Insolenz und Grobheit der gemeinen Italiener sehr, und der Gebildete darf nicht darauf rechnen, nur einen geringen Grad von Achtung zu finden. Nur dann, wenn ein gemeiner Kerl Geld haben will, wird er geschmeidig.

Die Katzen sind hier in einer Rücksicht übel daran, indem ein gewisser Aberglauben ihnen sehr nachtheilig wird. Man bemerkt nemlich mit Verwunderung, daſs fast allen Katzen ein Stück vom Schwanz abgehackt ist. Als ich mich nach der Ursache dieser Verstümmelung erkundigte, sagte man mir: die Katzen hätten in der Spitze des Schwanzes einen Wurm; diesen müſste man weghacken, weil sie dann besser gediehen und gröſser würden.

Ich bin kein Buffon, kein Bonnet und kein Linné; aber die Sache kömmt mir verdächtig vor, und ich kann mir nicht einbilden, daſs ein Thier vollkommen werden könne, wenn man ihm ein Stückchen vom Körper abhackt. Die Neapolitaner werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich hier sage, daſs ihr Aberglaube bis zu den Katzen herabsteigt.

So viel ist indeſs gewiſs, daſs es hier ungeheuer groſse Katzen giebt, wie ich sie an keinem andern Ort gesehen habe; aber dies hat einen andern Grund. Das Kastriren nemlich ist hier sehr im Gebrauch, und nicht allein die

Menschen, sondern auch die Katzen sind diesem Schicksal unterworfen. Die Menschen kastrirt man, damit sie schön singen, und die Katzen, damit sie groſs werden. Auch läſst sich dies letzte eher hören, weil dann die ganze Kraft der Thiere beysammen bleibt.

Der Cubicinhalt, oder der Umfang einer solchen Katze beträgt mindestens noch einmal so viel, als einer gewöhnlichen deutschen Katze, und man scheint einen gewissen Staat damit zu treiben. Sie liegen gewöhnlich in den Laden an der Straſse, und ich habe sogar einige angeschlossen gesehen. Dabey sind sie sehr schön und fett, und dienen gleichsam zum Prunk. Kurz, wer sich keine Pferde halten kann, der hält sich groſse Katzen, und der Eigenthümer eines solchen Katzenwallachs würde ihn oft um vieles Geld nicht verkaufen.

Mögen die Katzen indessen so groſs seyn, wie sie wollen, so bin ich doch geneigt zu glauben, daſs man deshalb weder das Recht hat, ihnen den Schwanz abzuhacken, noch auch, sie zu kastriren.

In Deutschland wünscht man sich eine gute Nacht, wenn man sich des Abends von einander trennt; hier in Neapel geschieht dies noch zu einer andern Zeit, nemlich, wenn Licht angezündet wird. Sobald dies geschieht, hört man das *felice notte* von allen Seiten erschallen. Dieser Gebrauch hat nichts widersinniges, im Gegentheil einigen Grund für sich. Wenn nemlich das Licht angezündet wird, so ist dies ein Beweis, daſs die Nacht angebrochen ist, und man wünscht sich also gleich im Anfang derselben, daſs sie gut hingehen möge.

Das Kopfschütteln bedeutet an andern Orten so viel als nein; hier hat man eine andere Manier, nein zu sagen. Man hebt den Kopf in die Höhe, als wollte man ihn in den Nacken legen, und macht dabey eine gewisse Bewegung mit dem Munde, oder schnalzt wohl gar etwas dabey, als gäbe man seine Miſsbilligung über die Frage zu erkennen. Dies scheint anfangs unan-

ständig und beleidigend zu seyn, macht auch in der Folge einen widrigen Eindruck. Indessen läſst sich doch etwas dafür sagen. Unsere pantomimische Bejahung ist ein Kopfnicken, das Verneinen hier ist das Gegentheil davon, ein Kopfaufheben.

Die Fleischer haben hier eine groſse Geschicklichkeit, das Fleisch so zu hauen, daſs es ein gutes Ansehen bekömmt, und die Knochen verborgen werden. Um aber die Haut des Schlachtviehes leicht abzuziehen, bedienen sie sich eines sonderbaren Mittels. Sie stecken nemlich eine Federspuhle oder eine andere kleine Röhre zwischen Haut und Fleisch hinein, etwa am Schenkel, und blasen sodann das Thier auf. Dadurch bekömmt es ein ungeheures Ansehen, und gleicht gänzlich einem Thier, das ertrunken und hernach aufgeschwollen ist. Sodann nehmen sie groſse Stäbe und schlagen aus allen Kräften auf das Thier über den ganzen Körper, welches

bey der ausgespannten Haut ein grofses Geräusch macht, und ziehen es darauf ab. Wahrscheinlich löst sich durch das Aufblasen und Schlagen die Haut von dem Fleisch von selber ab, und verursacht hernach beym Abziehen nur noch eine geringe Mühe. Ich glaube, dafs man diese Gewohnheit als nachahmungswürdig empfehlen kann.

Das Aderlassen geschieht hier nicht mit dem Schnepper, wie in Deutschland, sondern mit der Lanzette, wodurch man blos die Ader ritzt oder aufsticht. Diese Methode scheint sicherer zu seyn, und hat nicht das widrige und ängstliche des Zuschnappens.

Wenn die Fasten begonnen haben, so berechnet man hier die Dauer derselben auf eine besondere Weise. Jeder Materialist hängt vor

seinem Laden eine Pomeranze auf, und steckt darin sieben Federn, weil die Fasten sieben Wochen währen. Jeden Sonntag ziehen sie eine davon heraus, und so kann man vor jedem Laden sehen, wie lange der fromme Katholik noch die Fleischspeisen entbehren mufs. In einigen Läden hängt über der Pomeranze noch ein altes Weib von Lappen gemacht, und mit einer Spindel in der Hand, wahrscheinlich um anzuzeigen, dafs jetzt nicht die Zeit des Vergnügens, sondern der Arbeit und der Büfsung sey. Ich habe am Ende der Fasten ein kleines Feuerwerk um das alte Weib bemerkt. Man schiefst sie also wahrscheinlich am Ende der traurigen Zeit voll Freuden in die Luft.

Die Fortsetzung künftig.

Eine

Fahrt nach Ischia.

Ein Freund von mir, ein deutscher Officier, hatte den May 1802 hindurch die Wache auf dem Kastell der Insel Ischia. Ich wollte diese Gelegenheit nicht versäumen, die Insel zu sehen, und machte die Anstalten zur Reise.

Gewöhnlich geht im Sommer Abends um 8. Uhr ein Boot vom Molo piccolo dahin ab. Ich schiffte mich zur bestimmten Zeit unter grofsem Geschrei der Schiffleute ein, denn noch jetzt ist es gerade so, wie es Horaz vor zwey tausend Jahren beschreibt, noch jetzt rufen, und schelten, und zanken diese Menschen bey ihren Geschäften wie zu den Zeiten Augusts und Mäcen's.

Wir fuhren bey dem grofsen Molo mit seinem Leuchtthurm, bey dem Castell nuovó, bey dem königlichen Palais, bey dem Castell dell' Uovo, bey Khiaja, also bey einem grofsen Theil der Stadt vorbey, und näherten uns der Spitze vom Pausilipp. Es waren einige Bauerweiber auf dem Schiff und einige gemeine Männer, die alle das niedrige Neapolitanische sprachen, und mit denen ich also nicht reden konnte. Ich konnte nichts als sehen.

Einige Fremde, die auf dem Golf spazieren gefahren waren, kamen unter schnellem Rudern zurück, einige Boote mit Fackeln schwammen auf dem Wasser zum Fischen herum, und aus der Stadt tönte ein dumpfes Getöse über das Meer. Die vielen Lichter in den Häusern an Khiaja und am Pausilipp gewährten einen schönen Anblick.

Es war Nacht, und mit Verwunderung bemerkte ich auf einmal, dafs rings um das Fahrzeug her Feuerfunken sprühten, und dafs das Wasser, so wie es von den Rudern geschlagen wurde, gauz feurig schimmerte. Das Meer hat

nemlich an einigen Orten die Eigenschaft, gleichsam Feuer auszuspeien, wenn es bewegt wird, und wie einen hellen electrischen Glanz zu verbreiten.

Indem ich mich im Stillen an dieser Erscheinung ergötzte, begegnete mir etwas, das mir noch nicht begegnet war: ich wurde allmählich seekrank. Ich war nach Venedig, ich war von Puzzuolo nach Baja gefahren, ohne dadurch zu leiden; hier empfand ich auf einmal eine immer zunehmende Übelkeit, die alles Vergnügen an der Fahrt vernichtete. Es wehte kein Wind, und das Meer war, besonders am Ufer, ganz ruhig; aber tiefer im Golf hinein spürte man Wellen, und das Boot nahm eine wankende Bewegung nach der jedesmaligen Richtung der Wellen an.

Ich aſs einige süſse Pomeranzen und wollte mich stark machen; aber das Übel wurde schlimmer, und noch ehe wir die Spitze vom Pausilipp erreichten, kam es zum Ausbruch.

Man verzeihe mir, daſs ich so etwas erzähle; es ist nichts angenehmes, aber es ist etwas

menschliches, und ich berufe mich hier auf das *homo sum caet.* Auch habe ich, wenn ich Autoritäten anführen darf, zwey sehr wichtige: Homer und Virgil haben dasselbe, und zwar sehr umständlich beschrieben. Kurz, ich muſs hier um der Umstände willen etwas erzählen, das man sonst nicht zu erzählen pflegt, und noch einen Augenblick dabey verweilen.

Es ereignete sich nemlich bey dieser Seekrankheit etwas, das mit der Beschaffenheit des Meers in Verbindung stand, und mir bey allen übeln Empfindungen lächerlich vorkam. Indem der unangenehme Erguſs das Meer berührte, verwandelte er sich gleichsam in Feuer, und es schien, als wenn besonders viele Funken dadurch hervorgebracht würden. Mir fielen dabey einige komische Bilder ein, und ich hätte überlaut lachen müssen, wäre es Spaſs mit der Seekrankheit. In meinem Leben hatte ich keine Ähnlichkeit zwischen mir und einem feuerspeienden Drachen gefunden, hier konnte ich sie beynahe nicht verkennen; zugleich fiel mir der nahe Vesuv, als das groſse Muster alles Feuerspeiens ein.

Die ganze Gegend ist hier dazu eingerichtet, dachte ich, warum sollten die Menschen ausgeschlossen seyn? Kurz, die ganze Natur ist hier schwanger von Feuer. Auf dem ganzen Erdboden werfen die Menschen nur Speichel oder Wasser aus; wer das Vergnügen haben will, Feuer zu speien, der fahre in der Nacht nach Ischia.

Die Seekrankheit scheint aus zwey Ursachen zu entstehen, aus der wankenden Bewegung des Schiffs, und aus der Meerluft. Die Empfindung, die durch das Wanken des Schiffs hervorgebracht wird, hat viel Ähnliches mit der, wenn man sich in einer Schaukel hin und her werfen läſst, und diese Bewegung nicht vertragen kann. Das eigentliche Wiegen des Schiffs ist nicht so empfindlich, als vielmehr die Bewegung, wenn eine Welle es vorne hebt, und sodann die Spitze wieder hinunterfährt, unterdeſs das Hintertheil wieder emporsteigt. Es ist, als wenn der Magen diese Bewegung mitmachte.

Die Meerluft aber, die sich wegen ihres Salzes und wegen ihrer Feinheit ganz von der

Landluft unterscheidet, vermehrt die übeln Empfindungen. Eins von beyden wäre schon genug, sehr krank zu machen. Als unser berühmter vaterländische Dichter und Schriftsteller, Göthe, auf seiner Reise durch Italien von Neapel nach Palermo reiste, ward er vorzüglich heftig von der Seekrankheit angegriffen. Sie brachte ihn so weit, dafs er alle Besinnung verlohr, und wie in einem hitzigen Fieber lag. In diesem Delirio hielt er das Getöse des Schiffsvolks für das Zanken eines Frauenzimmers, und ereiferte sich über sie. Keine Vorstellungen halfen. Seinen Begleiter, der ihm mit vieler Mühe zu beweisen suchte, dafs die Schiffsleute den Lermen um ihn her machten, sah er grofs an und sagte: nun sehe ich, dafs auch Sie mich hintergehen wollen; das hätte ich nicht gedacht. Ich verliehre alles Zutrauen zu Ihnen.

Ich habe dies aus dem Munde seines Begleiters, der dagegen nicht im geringsten von der Seekrankheit litt. Göthe ward nicht eher hergestellt, als bis sie sich Sicilien näherten, und Landluft einzuathmen anfingen. Sobald dies geschah,

schah, kam er zu sich selber, stand auf, und begehrte was zu essen.

Die Meerluft muſs also einen sehr groſsen Einfluſs haben, und auf manche Naturen noch mehr wirken, als die Bewegung des Schiffes. So weit kam es mit mir nicht; ich hatte aber auch nur ohngefehr vier Meilen zu reisen, unterdeſs von Neapel bis Palermo über vierzig sind. Indessen litt ich auch in den sechs Stunden, die ich auf dem Wasser zubrachte, schon viel, und sie schienen mir sechs Tage zu seyn; denn eine so geraume Zeit in einer beständigen und heftigen Übelkeit zuzubringen, das gleicht einer angreifenden Krankheit.

Unterdeſs ich litt, zogen die Schiffer Finochi hervor, eine Art Fenchel, den man hier roh iſst, genossen Käse dazu, und tranken Wein aus den Flaschen. Wie beneidete ich sie!

Die Nacht war dunkel, und ich konnte wenig von den Gegenständen umher sehen; ich mogte auch nichts sehen. Die Küste lieſs sich rechts beobachten, aber nichts darauf unterscheiden. Endlich näherten wir uns einem Lande,

und ich freute mich, das Ende meines Duldens kommen zu sehen. Ich konnte kaum reden, fragte jedoch, ob es Ischia sey; allein ich hörte zu meinem Schrecken, wir wären erst bey Procida. Noch eine ganze Stunde mufste ich aushalten, dann fuhren wir bey hohen Felsen vorbey, die fürchterlich über uns hingen, und landeten endlich bey der kleinen Stadt Ischia nuova. Ich taumelte ans Land, und liefs meine Sachen in ein Wirthshaus tragen, in welchem ich eine gute Aufnahme und ein erträgliches Nachtlager fand.

Am andern Morgen sah ich auf einen kleinen Marktplatz, auf welchem Weifskraut, das das Boot mit aus Neapel gebracht hatte, Brod, Finochi, Pommeranzen, Nüsse, und sehr schönes Fleisch feil geboten wurden. Auch einen Aquajol oder einen Menschen, der mit Eiswasser handelt, bemerkte ich.

Aus der Stadt führt ein langer schmaler Damm durch das Meer zu dem Felsen, auf welchem das Castell liegt. Dieser Felsen ist an allen andern Seiten unzugänglich, und erhebt sich

senkrecht aus dem Meere. Das Ausgebrannte, Schwarze der Steine, woraus er besteht, zeigt deutlich, daſs er vulkanischen Ursprungs sey. Vielleicht entstand er in Zeiten, von denen die Geschichte nicht redet, wie der Monte nuovo, in einer Nacht; vielleicht sind alle Inseln und Berge, die in dieser Gegend liegen, Kinder von Ausbrüchen unterirdischen Feuers. Man glaubt gemeiniglich, die Erde wird in Feuer untergehen; hier entstand sie aus Feuer.

Man steigt auf das Castell durch einen einzigen Weg, der durch viele Thüren und Gewölbe führt, hinauf. Oben wohnt der Commandant, der wachthabende Officier aus Neapel, der Adjutant des Commandanten u. s. w. Auch ist der Ort zu einem Aufenthalt für Gefangene vornehmer und gemeiner Personen bestimmt.

Die Aussicht von dem Castell, das nach dem Augenschein ohngefehr 800 Fuſs hoch über der Meersfläche liegt, ist so schön, wie vielleicht wenig Aussichten in der Welt. Um eine Insel zu sehen, besonders eine Insel, wie Ischia, muſs man nicht auf derselben seyn, sondern einen vor-

theilhaften Standpunkt aufser ihr haben. Diesen hat man auf dem Castell, wo man sie gegen sich über in ihrer ganzen Pracht emporsteigen sieht. Die beyden höchsten Berge derselben St. Nicole und Campagnano ragen an beyden Seiten mit einem unbeschreiblichen Reiz hervor, und zwischen ihnen versenkt sich ein Thal, das aber im Vergleich mit dem Ufer des Meers auch ein Berg ist. In der gröfsten Tiefe desselben ist eine Thurmspitze von einem kleinen Städtchen der Insel. Zu seinen Füfsen sieht man die Hauptstadt der Insel Ischia nuova sich am Ufer des Meers hinstrecken, die aber nur eine Strafse zu haben scheint.

Indem ich mich an dem schönen Anblick der Gebirgsinsel weidete, entdeckte ich auf einmal einen Strich Landes, der sich an Farbe und Gestalt gänzlich von dem andern Boden unterschied. Er nahm seinen Anfang an dem höchsten Berge der Insel, am St. Nicole, ohngefehr am dritten Theil der Höhe desselben, und erstreckte sich dann dicht hinter der Stadt bis ans Meer hinunter. Die Farbe war braun, und die Gestalt so

rauh und wild, wie ich noch keine Gegend gesehen hatte. Ich rieth, was es seyn würde, und errieth es; es gehörte kein groſser Scharfsinn dazu. Es war eine Lava, die gerade vor fünfhundert Jahren sich aus dem Berge ergossen, und ihren Lauf nach dem Meer genommen hatte. Diese Begebenheit ereignete sich unter Carl II. von Anjou im Jahr 1301. Damals brach ein heftiges Feuer aus der Erde hervor, welches zwey Monathe brannte, und eine Stadt, die auf dem Wege der Lava lag, gänzlich zu Grunde richtete.

Der Ort, aus welchem die Lava hervorgequollen war, lieſs sich selbst vom Castell aus noch deutlich unterscheiden, indem er einen weiten Krater bildete. Seltsam schien es mir, daſs der Strom nicht an dem steilsten Abhange des Berges herabgeflossen war, sondern seine Richtung gegen das Meer über ein weit weniger abschüssiges Land genommen hatte. Da dies ganz den Gesetzen der Schwere entgegen ist, so muſs die Gegend seit der Zeit eine Veränderung erlitten haben, und der Ort, wo der Strom dem jetzigen

Anscheine nach hätte hinfließsen sollen, ist vielleicht allmählig tiefer versunken, welches in fünfhundert Jahren sehr leicht geschehen kann, und selbst bey der damaligen plötzlichen Revolution schon geschehen konnte.

Ich hatte bis jetzt einen unrichtigen Begriff von dem Strom einer Lava gehabt. Ich glaubte, er flösse, wie geschmolzenes Metall, mit einer ebenen Oberfläche fort. So ist es nicht. Auf dem Strom schwimmt etwas, und zwar eine Menge glühender Felsklumpen, die seine ganze Straſse bezeichnen, und nach der Erstarrung wild unter einander liegen bleiben. Da der eigentliche Glutstrom unten ist und allmählich verwittert, so bemerkt man zuletzt nur diese groſsen und kleinen ausgebrannten Schlacken, die das Bild der fürchterlichsten Verwüstung aufstellen. Die Natur bekömmt dadurch eine Wunde, wovon die Narben erst nach Jahrtausenden abheilen.

Der nächste groſse Gegenstand also, wenn man gegen Abend schaut, ist Ischia; gegen Morgen ist die Scene mannigfaltiger und prächtiger. Man sieht von dieser Seite Procida mit der klei-

nen Felsinsel vor derselben, Cap Misene, die Küste Italiens bis Gaeta, vielleicht bis Terracina, wo der Kirchenstaat anfängt, St. Elmo, die Camaldoli, den Vesuv und Somma, das Cap Minervae, den Pausilipp, die Insel Capri, und tiefer im Lande die lange Bergkette der Apenninen. Auf einem Theil dieser letzten sah man noch eine Menge Schnee. In einem so warmen Lande ist es angenehm, auch im Sommer Schnee zu sehen. Gegen Mittag blickt man in das weite Meer hinaus, so wie auch gegen Mitternacht, wo einige Inseln darin liegen.

Da es oben auf dem Castell einen Fleck, einen Astrico, giebt, von welchem man dies Alles übersehen kann, so ist dieser Aufenthalt ohnstreitig sehr reizend, und ich glaube, dafs manche meiner Landsleute sich gern entschliefsen würden, einige Tage hier Festungsgefangene zu seyn, um die schöne Aussicht zu geniefsen.

Ich fand hier eine Anzahl Staats- und auch Baugefangene, bey denen dies nicht der Fall schien; sie waren freilich auf längere Zeit für diese schöne Aussicht bestimmt. Unter den

Staatsgefangenen befanden sich, welches mir sehr seltsam schien, vier oder fünf junge Leute, welche ihre Väter hieher hatten setzen lassen. Der eine hatte gegen den Willen seines Vaters geheirathet, der andere wollte gegen den Willen desselben heirathen, ein dritter hatte mit der Gemahlinn eines Franzosen Liebschaft gemacht, und das französische System angenommen, ein vierter hatte seinem Vater Unterschleif gemacht u. s. w. Unschuldig mochte wohl keines von den Vögelchen seyn, die hier im Käfigt eingesperrt waren; indessen schien es mir doch auffallend, daſs die väterliche Gewalt so weit ging. In Deutschland ist dies, so viel ich weiſs, nicht der Fall; demohngeachtet besinne ich mich, daſs ein solcher Zeisig auf väterliche Veranstaltung in Glogau auf der Festung saſs.

Der die Liebschaft mit der Französinn gehabt hatte, war ein Marchese, und nach dem Tode seines Vaters ein Principe. Er ging gekleidet, wie man auf den hiesigen Theatern die Franzosen vorzustellen pflegt: mit Pantalons, die bis über die Brust reichten, mit einer zweyhand-

breiten Weste u. s. w. Denn es giebt Menschen, die das Wesentliche der republikanischen Grundsätze in folgende Dinge zu setzen scheinen: in einen kurzen Knotenstab, in abgeschnittene Haare, in ein Betttuch um den Hals, in ungeheuer weite und lange Hosen, und, was schlimmer als alles dieses ist, in ein unverschämtes Wesen, das keinen Wohlstand und keine Bescheidenheit kennt.

Indessen sollte man in Staaten, wo man keine Freiheitsgrundsätze entstehen lassen will, dergleichen republikanische Popanze durchaus nicht verdrängen, sondern sie vielmehr auf alle mögliche Art öffentlich zu produciren suchen. Sie sind das beste Arzneimittel gegen alle übertriebene Freiheitssysteme, und können gleichsam zu Schreckmännern gebraucht werden. Welche Sache kann Männer von Einsicht und Einfluſs auf ihre Seite bringen, wenn ihre Anhänger sich auf eine so widrige Art karakterisiren.

Der Marchese, der hier in einer Höhe von 800 Fuſs, und hinter zwanzig verschlossenen Thüren, durch seinen Anzug die Freiheit predigte,

war ohngefehr 18 Jahr alt, aus einer der vornehmsten Familien in Neapel, hatte aber keine gesittete, noch weniger eine wissenschaftliche Erziehung, und redete beynahe die Sprache der Lazzari, worin man das *aggio* und *saccio* statt *o* und *so* immer hört.

Ich muſs gestehen, mir kamen mehrere von diesen jungen Leuten nicht *tanti* genug vor, um auf die Festung gesetzt zu werden, und es hätte wohl noch eine andere Art, sie zu bestrafen, gegeben. Einer von ihnen hinkte; dafür schien er aber die meisten Kenntnisse zu haben. Diesen letzten besuchte ich einst in seinem Zimmer, fand ihn aber nicht, sondern einen andern schlechtgekleideten Gefangenen, der Weiſskraut und Speck zum Mittagsessen zubereitete. Ich fragte ihn, weshalb er sich hier befände, und hörte mit Verwunderung von ihm, er habe seinen Kammerdiener erstochen. Der Mann also, der einst selber seinen Bedienten hatte, machte hier jetzt denselben. Aber dies Schicksal trifft ja oft Menschen, die vorher den ihrigen nicht umgebracht haben. Er war aus Palermo, und

ein kurzer dicker Mann, bey denen man gewöhnlich viel Jachzorn antrifft.

Da ich weder einen Kammerdiener umgebracht, noch eine Mißheirath gethan, noch auch jakobinische Grundsätze angenommen hatte, so thaten sich vor mir die Thore des Castells auf, wenn ich ausgehen wollte, und ich bediente mich dieses Vortheils. Denn wenn man eine reizende Gegend vor sich sieht, so erwacht die Lust, darin herumzuwandeln. Wir stiegen das Castell herab, gingen über die lange steinerne Brücke, die es mit der Insel verbindet, sodann durch die Stadt, und stiegen in einem tiefen beschatteten Wege an dem Berg Campagnano hinauf. An einer beträchtlichen Höhe schlängelte sich der Weg links ziemlich horizontal um den Berg herum, und von diesem Wege hatten wir bald eine so reizende Aussicht, wie sie sehr selten in der Welt ist. Der Landschaftsmahler ist hier gleichsam in seinem Element, oder vielmehr auf der Akademie, und von allen Seiten bieten sich ihm Scenen dar, welche auch in der Nachahmung die reizendste Wirkung machen.

Es ist wahr, man sieht in diesen Gegenden immer dieselben Gegenstände, die nemlichen Berge, Inseln, Vorgebirge, Städte u. s. w.; aber sie erscheinen auch immer wieder in einer andern Gestalt. Der Vesuv und Somma, die bey Neapel einen erhabnen und majestätischen Anblick gewähren, erscheinen hier, wie ein reizendes Miniaturgemählde, die Insel Capri hebt ihr Haupt mit einer ganz andern Physiognomie aus dem Meere, und der Pausilipp hat eine ganz fremdartige Gestalt an dieser Seite. Bey dem beständigen Einerlei ist eine beständige Verschiedenheit zu entdecken. Auch gewährt hier das Castell, auf welchem die Häuser terrassenmäſsig über einander liegen, einen sehr schönen Anblick.

Als wir durch den hohlen Weg wieder herabstiegen, bemerkte ich an den Seiten einige Höhlen in dem Felsen, worin Menschen wohnten. Sie hatten sich eine Thür in dem Eingange gemacht, und auch eine andere Öffnung zum Abziehen des Rauches. Dies Clima erlaubt es, daſs die Menschen, gleich wilden Thieren, in Höhlen wohnen. In einer Höhe von dreiſsig

Fuſs hoch über ihnen wuchsen Bäume und Getreide, und Weinreben. Die Menschen aber bettelten.

Wir hatten eine beträchtliche Tiefe hinab zu steigen, und am Castell mindestens eben so hoch wieder hinauf, unser Spaziergang betrug vielleicht 1½ deutsche Meile, und ich war ziemlich ermüdet; demohngeachtet konnte ich die Nacht nicht schlafen. Man sagte mir, dies rühre von der feinen Meer- und Bergluft her, die gewöhnlich nur starken und fetten Personen bekäme, für eine magere Constitution aber nicht nährend genug wäre. Ich habe nachher überhaupt bemerkt, daſs, ganz wider die Meinung, welche man hie und da in Deutschland hat, die Meerluft viel zu subtil und scharf für eine schwache Brust ist, und daſs ihr vielmehr eine dickere Land- oder Gartenluft bekömmt.

Am andern Tage machte ich eine Wallfahrt nach dem Lavastrom, den ich nun schon so oft von weitem bewundert hatte, und auf den sich immer mein Auge von neuem richtete. Je mehr ich mich demselben näherte, um so fürchterlicher

ward sein Ansehen, um so gröſser erschienen die Felsklumpen, die er fortgewälzt hatte, um so rauher ward seine Bahn. Sehr viele von den ausgebrannten Schlacken hatten mehr als Mannshöhe, und waren dabey noch ganz kahl. Ein Feuerstrom, wie dieser, ist ganz dazu gemacht, das fruchtbarste Gefilde zu verwüsten, und nicht auf Jahrhunderte, auf Jahrtausende.

Lieſse der Strom eine ebne Oberfläche zurück, so würde sich in kurzer Zeit wieder Erde darauf sammeln, oder dahin gebracht werden können; jetzt ist alle Cultur unmöglich. Wessen Acker auf solche Art überschwemmt wird, der sieht ihn dadurch gleichsam auf ewig aus dem Hypothekenbuche der Natur ausgelöscht. Dennoch hatte man hie und da in dem Strome Häuser gebaut, und hinter denselben ganz kleine Gärten angelegt. Vielleicht hatte hier der Strom minder rauhe Plätze gelassen, oder die Schlacken waren allmählich verwittert; sie hinwegzuschaffen, würde mehr kosten, als ein ebnes Gefilde zu kaufen.

Ehmals schlängelte sich nur ein schmaler Fuſssteig durch die Breite der Lava, jetzt hat man eine ebne geraume Fahrstraſse durch dieselbe angelegt, denn der König hat an jener Seite desselben ein Lusthaus, worin er sich gewöhnlich vierzehn Tage im Jahr aufhält, und sich mit Fischfang belustigt. Denn ohnweit von demselben ist ein Teich, der mit dem Meer Communication hat, und worin viele Fische sind.

In dieser Gegend liegen nahe am Meer einige Bäder mit heiſsem Wasser. Es sind schlechte Häuser ohne Fenster, ohne Bequemlichkeit, darüber gebauet. Hier baden sich die Gäste in einem Zimmer; doch kann man auch das Wasser holen lassen.

Indem wir an den Häusern herumgingen, machte mich mein Begleiter auf kleine Bäche aufmerksam, die aus denselben hervor kamen. Sie waren klar und hell, aber so heiſs, daſs ich kaum die Hand darin halten konnte. Der Geschmack schien mir sehr salpeterartig und mineralisch. In der Nähe war der Erdboden oben weiſs von Salpeter.

Es sind eine grofse Menge Bäder auf der Insel, nemlich 34, und es ist fast keine menschliche Krankheit, gegen welche sie nach der Angabe nicht helfen sollten. Sie heilen das Fieber, den Kopfschmerz, den Stein, die Lungen-, Leber- und Magenkrankheiten; das Podagra und Chiragra, das Blutspeien, die Krätze, die Epilepsie, die Lähmungen, u. s. w.; 34 Bäder müssen freilich etwas leisten. Doch kann es wohl mit allen nicht so ganz richtig seyn, sonst müfste man sich wundern, dafs in dieser Gegend noch Menschen stürben.

Unter den Bädern sind auch Sandbäder, und diese helfen vorzüglich gelähmten Personen; ihre Wirkung soll aufserordentlich seyn.

Auf der ganzen Insel umher sind Landhäuser, worin sich die Badegäste einmiethen. Mein Begleiter wies mir ein kleines sehr angenehm gelegenes, welches er für mich miethen wollte, wenn ich ein Bad der Insel nöthig hätte. Aber die Ärzte hielten die Luft der Insel mir nicht für zuträglich. So viel ist gewifs, dafs sich viele

Menschen Leben und Gesundheit von dieser Insel holen.

Sie hat achtzehn italienische Meilen im Umfange, 18000 Bewohner, und führt jährlich 18000 Botten (à 12 Baril) Wein aus. Das Gedächtnifs hat mit der Zahl 18 eine grofse Hülfe. Sie besteht aus Bergen, und Thälern, und Vorgebirgen. Auf der ganzen Insel ist keine einzige Kuh; aber eine Menge Ziegen. Doch verkauft man schönes junges Rindfleisch, nur nicht alle Tage.

Ich fand einige Theurung auf der Insel, denn es waren genuesische Schiffe da gewesen, und hatten vielerley Sachen eingekauft, besonders Weine. Die übriggebliebenen Sorten waren nur schlecht.

Zwey Commandanten auf dem Castell in Ischia haben ein etwas merkwürdiges Schicksal gehabt. Vor ohngefehr funfzig Jahren lebte hier ein Commandant, der keine Frau hatte, wohl aber eine Freundinn, in deren Armen er sich schadlos hielt. Nachdem er eine geraume Zeit mit ihr gelebt hatte, kam einst in der Nacht ein

starkes Gewitter herauf, und stand fürchterlich über dem Castell. Nachdem es eine lange Zeit unter Donner und Blitz getobt hatte, fuhr endlich ein Blitz in das Zimmer des Commandanten, schlug an seinem Bette herunter, und lief durch das ganze Haus, ohne ihm den geringsten Schaden zuzufügen. Dies machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daſs er sogleich beschloſs, sich dem heiligen Nicolaus, den er in der Noth angerufen hatte, und dem er seine Errettung zuschrieb, zu widmen. Er lieſs sogleich Anstalt machen, auf dem höchsten Berge der Insel St. Nicole ein Kloster zu erbauen, bezog es mit einigen Mönchen, und brachte sein Leben darin zu.

Vor ohngefehr dreiſsig Jahren starb er; aber noch jetzt leben einige Mönche in dem Kloster, und sind die Zeugen von der Wahrheit der Geschichte. Wenn übrigens ihr Genuſs auch nicht groſs seyn kann, so haben sie wenigstens eine der schönsten Aussichten in der Welt.

Ich bin sehr geneigt zu glauben, daſs bey dem Commandanten der Eindruck über die Errettung des heiligen Nicolaus nicht so groſs ge-

wesen wäre, wenn er nicht schon eine so geraume Zeit mit seiner Freundinn gelebt hätte. Ob sie auch ein Kloster bezogen hat, weiſs ich nicht.

Der jetzige Commandant ist ein artiger, kenntniſsreicher, und angenehmer Mann. Er zeigte viel Achtung für den preuſsischen Staat, und sprach besonders von Friedrich dem Zweyten mit Begeisterung. Ich muſste ihm viel von der Einrichtung des preuſsischen Staats erzählen, und da ich die Vorzüge dieses Landes besonders habe fühlen lernen, nachdem mir so viel andere Länder bekannt geworden sind, so machte mir die Beschreibung viel Vergnügen. Es war ihm sehr interessant zu hören, daſs man den jetzigen König und Königinn von Preuſsen für das schönste Paar im Lande hielte.

Zu meiner Verwunderung hatte dieser Commandant einen Anverwandten in Schlesien, nemlich den Prinzen Pignatelli, der vor einiger Zeit die Tochter des Herzogs von Curland zu Sagan geheirathet hat. Ich hatte bei der Kammer in Glogau über diese Heirath selbst etwas unter Händen gehabt, und es war mir merkwürdig,

hier in Ischia auf einmal von dieser Verbindung sprechen zu hören.

Auch in dem Leben dieses Commandanten ist etwas merkwürdiges. Er wollte sich in jüngern Jahren gegen den Willen seines Vaters verheirathen, und kam darüber drey Jahre auf das Castell in Ischia. Als er späterhin dennoch seinen Wunsch erreichte, und im Dienst befördert ward, sagte einst der König zu ihm: Sie sind drey Jahre auf dem Castell in Ischia gewesen, Sie müssen alles genau darin kennen, ich will Sie noch einmal dahinschicken, und Sie zum Commandanten daselbst machen. So geschah, was vielleicht, seitdem das Castell existirt, noch nicht geschehen ist, daſs ein ehemaliger Gefangener desselben der Commandant davon ward.

Von diesem Manne erhielt ich übrigens einige interessante Aufschlüsse über den *Socrate immaginario*, (den man späterhin kennen lernen wird) und die Beziehungen desselben.

Nachdem ich drey Tage in Ischia gewesen war, dachte ich mit Grauen an die Rückreise. Es hat etwas ängstliches, wenn man das Seerei-

sen nicht vertragen kann, sich auf einer Insel zu befinden. Man hat dann immer einen bittern Gegenstand vor sich.

Ich eilte, ihn zu überwinden, und setzte mich an einem windigen Tage gegen Mittag in ein großes Boot, das allerhand Waaren nach Neapel brachte. Ich selber nahm aus dreyen Elementen etwas mit mir, aus der Luft, dem Wasser, und von der Erde; nemlich eine Anzahl Wachteln, einen Fisch, und ein Faſs Wein.

Nachdem die Schiffer sich ein wenig gezankt und geschlagen hatten, fuhren wir ab, und hatten guten Wind. Indem wir um das Castell herumsegelten, bewunderte ich den senkrechten Felsen, worauf es liegt, und der nur einen einzigen Zugang hat, jenen obenerwähnten Damm. Er scheint ganz aus vulkanischen Produkten entstanden zu seyn, und gleicht ausgebrannten Steinen und Schlacken.

Ich hatte nicht lange Zeit zur Bewunderung, als sich der unangenehme Gast, die Seekrankheit, schon wieder einstellte. Sie war Schuld, daſs ich das interessante Gestade, daſs ich Pro-

cida mit seiner Stadt, die sich von der Meerseite vortrefflich ausnimmt, dafs ich Misene, Puzzolo, den Monte nuovo, die Solfatara, die kleinen Felseninseln, den Pausilipp, kurz, dafs ich alles mit gleichgültigen Augen ansah. Wenn dem Aeneas nicht besser zu Muth gewesen wäre, als er in diesen Gegenden landete, er hätte keine Spiele angestellt.

Nach einer fünfstündigen Fahrt liefs ich mich endlich bey St. Lucia ans Land setzen, und dankte Gott, als ich die mütterliche Erde wieder betreten konnte.

Preis und Beschaffenheit
einiger
Lebensmittel in Neapel.

Fortsetzung.

Der Zucker, der ein so wichtiger Punkt in der Wirthschaft ist, hat hier einen etwas geringern Preis, als in Deutschland. Man verkauft gewöhnlich zwey Gattungen davon, nemlich den sogenannten Puderzucker, und den Zucker in Hüten. Der erste ist bey weitem wohlfeiler, und das Rottolo davon, oder ohngefehr zwey Berliner Pfund, kostet 16 Ggr., oder 5 Carlin und einige Gran. Aber er ist auch nicht ganz weiſs und rein, läſst sich jedoch zum Caffee und zu andern Sachen sehr gut gebrauchen. Die feste Gattung

ist weiſser und reiner, aber das Rottolo kostet auch 8 Carlin, oder einen preuſsischen Thaler.

Der Caffee kostet das Rottolo 8 bis 9 Carlin, und ist gewöhnlich von einer guten Art. In den Caffeehäusern aber wird er meistens schlecht bereitet, indem man ihn zu lange kochen läſst, oder auch mit andern Sachen vermischt; dafür kann man aber auch eine groſse Tasse voll für einen Gran oder Kreuzer bekommen. Gewöhnlich kostet die Tasse mit Zucker und ohne Milch zwey Gran. Milch trinkt man selten dazu, weil man sie für schwer verdaulich hält.

Der Wein ist nach meiner Meinung das wohlfeilste, was man hier verkauft. Ein Baril sehr guter rother Wein, oder ohngefehr 48 Berliner Flaschen, bekömmt man um 24 bis 30 Carlin; aber der gewöhnliche Tischwein wird auch das Baril um 16 bis 18 Carlin verkauft. Dagegen ist der ausländische Wein bey weitem theurer, und eine Flasche Malaga z. B. kostet 5 Carlin. Durch die Wohlfeilheit des Weins werden die gemeinen Deutschen, die hieher kommen, gewöhnlich Trinker; für die Ita-

liener, die von Jugend auf daran gewöhnt sind, hat er nicht so vielen Reiz.

Das Öl, wovon hier sehr verschiedene Sorten sind, ist auch um billigen Preis zu bekommen. Die Berliner Flasche davon mögte ohngefehr 8 Ggr. kosten. Das gute hat einen sehr angenehmen Geschmack. Es muſs mit dem Schweineschmalz die Stelle der Butter vertreten, und wird an vielen warmen Speisen gebraucht. Butter wird sehr wenig gegessen, und kann auch, wegen ihres hohen Preises, nur auf die vornehmsten Tafeln kommen. Sie ist im Ganzen sehr schlecht, und nur die sorrentinische läſst sich mit der Butter in andern Ländern vergleichen.

Auch der Käse ist zu hohem Preise, und, nach meiner Meinung, sehr schlecht. Er hat gewöhnlich etwas Brennendes und Beiſsendes, und mancher sieht eckelhaft weiſs aus. Es scheint, als wenn die Neapolitaner in Zubereitung solcher Produkte, die von Viehzucht herkommen, durchaus eine falsche Manier erwählt hätten. Es werden vielfache Sorten von Käse gemacht,

und fast keine einzige hat einen guten Geschmack. Eine Art davon wird geräuchert, (hat man je dergleichen gehört?) eine andere Art ist ganz blätterigt und schwammigt, eine dritte heiſst *cascio cavallo* u. s. w., aber keine einzige Art ist für einen deutschen Gaumen schmackhaft. Was eigentlich fetter Käse sey, davon scheint man hier wenig zu wissen; der erträglichste ist noch der ganz frische süſse Käse, wovon eine Art Ricotte, und eine andere Muzzarelle heiſst. Die Ricotta oder der weiche Käse wird in das Gebackene, etwa in Blätterteig gemacht, und bey allen Pastetenbäckern, die hier sehr elende Waare führen, verkauft. Diese Pastetenbäcker bieten zugleich gebratene Hühner und anderes gebratenes Fleisch feil.

Es hat etwas sehr widerstehendes, Käse, statt eingemachter Früchte in dem Gebackenen zu essen, zumal da dies letzte mit Schweine- oder Rindsfett statt der Butter gemacht ist.

Die Muzzarelle, die kleine blätterige Klümpchen sind, haben einen süſsen und ziemlich angenehmen Geschmack; aber ihre Zubereitung ist

sehr seltsam. Man bratet sie an einem kleinen Spiefs, oder über Kohlen; wer hat je in Deutschland gebratene Käse gegessen? Auch bratet man sie mit Eiern in einer Pfanne, wo sie sich denn mit der Gabel lang in die Höhe ziehen lassen. Dies gilt bey Tische, selbst auf vornehmen Tafeln statt der sogenannten Fasten- oder Mehlspeise. Wenn man es zum erstenmal ifst, so widersteht es sehr.

Der beste Käse, den man hier jetzt bekömmt, ist der holländische. Man bezahlt das Rottolo davon mit 4 Carlin; der inländische Käse gilt 2, 3, bis 4 Carlin, je nachdem er besser oder schlechter ist.

Die Milch ist so theuer, dafs der gemeine Mann sie sich ganz versagen mufs. Die Kuhmilch wird sogar nach Unzen (2 Loth) verkauft, und jede Unze kostet $1\frac{1}{2}$ Kreuzer (6 Pf.). Das ist wirklich unerhört. Wie viel entbehrt der Arme, wenn er sich die nährende und wohlschmekkende Speise der Milch versagen mufs, die er meistens in Deutschland um den wohlfeilsten Preis findet.

Ich erinnere mich, daſs ich im vorigen Sommer mich einige Zeit auf dem Landgut des Geheimenraths von Seidl bey Glogau befand, um die sogenannte Buttermilch zu trinken, die mir vortreffliche Dienste that. Hier wurden vier schlesische Quart (ohngefehr drey Berliner Flaschen) von der dicken oder geronnenen Milch um einen Kreuzer verkauft, und zu ganzen Tonnen für arme Landleute abgeholt. Das Quart, oder anderthalb Pfund Butter, die ich mit Freuden gegen die sorrentinische vertauschen würde, galt damals 6 Ggr., und das Quart Buttermilch ohngefehr einen Pfennig.

Welch eine Wohlthat ist der niedrige Preis eines so schönen Produkts für den Armen, und wie glücklich würden die gemeinen Neapolitaner seyn, wenn sie daran Theil nehmen könnten! Jetzt kaufen sie sich, wenn sie etwas recht lekkeres genieſsen wollen, um einen Kreuzer zwey Bissen geronnene Milch oder etwas Ricotte, und schlürfen es mit Begierde hinunter.

Es ist wahr, daſs hier viele Arten schöne Früchte sind, aber sie nähren und sättigen bey

weitem nicht, wie die Milch. Melonen, Feigen, Pomeranzen, sind keine Nahrung für den, der arbeiten soll, und auch der Preis davon ist noch immer zu hoch für den Armen. Ich sehe oft Menschen in den Eisbuden stehen, und die ausgedrückten Citronenschalen essen, von denen Gefrornes gemacht ist.

Die Theurung der Milch kömmt von der geringen Anzahl Kühe her, die in Neapel sind, und die sich vielleicht nicht höher, als auf 100 Stück belaufen. Was ist dies für eine Stadt von 600000 Menschen? Ziegen sieht man dagegen häufig, und für drey Kreuzer bekömmt man ein mittleres Bierglas voll Milch; aber man hält sie nicht für so gesund, wie die Kuhmilch.

Der König hatte ehemals eine sehr schöne Holländerei in Caserta von 600 Kühen, und es wurde dort vortreffliche Butter, auch Käse nach Schweizer Art gemacht. Aber die Franzosen haben die Kühe geschlachtet, und alles zu Grunde gerichtet. Es ist unglaublich, was dieser unselige Krieg überall im Groſsen und Kleinen für

Unheil angerichtet hat. Fast alles ist schlimmer dadurch geworden.

Das Eis, oder das Gefrorne ist ein sehr wichtiger Artikel für Neapel, und besonders im Sommer. Es ist unglaublich, in welcher Menge es genossen wird, vorzüglich in heifsen Tagen. Kaum sollte man glauben, dafs ein solcher Vorrath von Schnee, der dazu gehört, im Winter könnte gesammelt werden. Aber die Berge vom Cap Minervae müssen ihn hergeben, und besonders der Monte Gauro, auf welchem er, als auf dem höchsten davon, am meisten liegt. Hier wird er zur Winterzeit in ungeheure Gruben eingestampft, und von dort, in Laub und grofse Matten eingewickelt, zu Wasser nach Neapel gebracht.

An keinem Ort in der Welt wird vielleicht so gutes Eis gemacht, wie hier. Man hat es von allen Arten nach der Jahrszeit und den jedesmaligen Früchten: von Pommeranzen, Citronen, Milch, Erdbeeren, Kirschen, Melonen, Apricosen, Pistazien, Zimmt, Orgeade, Caffee, Choccolade u. s. w. Es wird auf zweyerley Art berei-

tet, entweder in der Weichheit wie Butter, oder in fester Consistenz und in runden Stücken, doch so, daſs sie sich mit einem Löffel abstechen lassen. Die erste Art wird aus einem kleinen Becher oder Glase gegessen, die andere von einem Teller.

Zum Glück für Neapel ist das Gefrorne zu wohlfeilem Preise zu bekommen; ein gutes halbes Bierglas voll von der weichen Sorte gilt 6 Gran, und ein festeres Stück von der Gröſse eines halben Tellers, zwey Finger dick, einen Carlin.

Die Eishäuser sind bey heiſsem Wetter gedrängt voll, und der gröſste Zufluſs ist des Abends um neun Uhr. Ein ewiges Kommen und Gehen findet dann statt. Ein Eiswirth an der Strada Khiaja hatte an dem Tage, an welchem der König kam, allein 3000 Stück festes Eis, also für 300 neapolitanische Dukaten (à 1 Thlr. 6 Ggr.) verkauft; rechnet man das übrige eben so viel, so war in seinem Hause an einem einzigen Tage für 750 Thaler Eis verzehrt. Hieraus kann man auf den ungeheuren Absatz des

Gefrornen schliefsen. Indefs war damals gerade ein sehr heifser Tag, und die Stadt noch gedrängter voll von Menschen, wie sonst. Sind die Tage kühler, oder regnigt, so ist dieser Absatz weit geringer; doch glaube ich, dafs der Eiswirth in der Strada Khiaja im Durchschnitt des Sommers wohl für 100 Dukaten Eis absetzt.

Man hält den Genufs des Gefrornen für gesund, und besonders der Verdauung für zuträglich. Auch giebt man dasselbe fast allen Kranken ohne Ausnahme, in Brustkrankheiten, im hitzigen Fieber, in Schwäche des Unterleibes u. s. w. So viel ist gewifs, dafs das Eis eine der gröfsten Wohlthaten für Neapel ist, und dafs die Sommerhitze ohne dasselbe fast unerträglich seyn würde.

Ein ebenfalls sehr wichtiger Handlungsartikel ist hier der Schnee. Die Schneehäuser sind von den Eishäusern unterschieden. In jenen ersten verkauft man blos den Schnee, wie er aus den Eisgruben kömmt, in den letzten das künstlich zubereitete Gefrorne. Da auch der Schnee in Krankheiten häufig gebraucht wird, so ist ein

schar-

scharfer Befehl da, daſs es nie an Schnee mangeln darf, und der Pächter des Ganzen muſs fast mit seinem Leben dafür stehen. Auch müssen die Schneeverkäufer ihn zu jeder Stunde des Tages und der Nacht feil haben.

Man bedient sich dieses Schnee's vorzüglich, um das Wasser und den Wein abzukühlen, wozu man eigene kleine hölzerne Gefäſse mit Flaschen darin hat. In diese wird das Wasser, oder der Wein gegossen, der Schnee umhergelegt, und das Gefäſs geschüttelt, wo sich dann gleich das Getränk stark abkühlt. Man kauft den Schnee wohlfeil, nemlich das Rottolo um 3 Gran.

Ein ganz allgemeiner Genuſs im Sommer ist das Eiswasser, und hievon ist der Absatz noch bey weitem gröſser, als von den beyden vorigen Artikeln, weil auch der Ärmste Theil daran nimmt. In allen bevölkerten Straſsen stehen die Wasserverkäufer, und sind fast unaufhörlich mit Trinkenden umgeben. Man trinkt dies Wasser ganz rein, auch mit Citronen, Pomeranzen, weiſsem Syrup u. s. w. vermischt. Es wird in kupfernen verzinnten Gefäſsen aufbewahrt. Diese

sind mit einer andern hölzernen Hülle umgeben, zwischen welcher und dem kupfernen Gefäſs der Schnee liegt.

Ein groſses Glas Eiswasser kostet $\frac{1}{4}$ Gran, oder beynahe einen Pfennig. Läſst man es vermischen, so kann man es zu 1, 2 und 3 Gran trinken. Aus allen Ständen gehen die Menschen an diese Wasserhändler heran, und trinken auf der Straſse.

Man sollte glauben, bey der groſsen Hitze, und bey der Kälte des Eiswassers, oder des Gefrornen, müſsten viele Lungenkrankheiten entstehen, zumal da man sich hier vor dem Genuſs desselben nicht abkühlt, sondern unmittelbar das Eiskalte iſst und trinkt, wenn man in das Eishaus kömmt; aber man bemerkt keine schlimme Folgen von diesem Genuſs, und selbst sehr erhitzte Personen essen Eis. Ich kann den Grund davon nicht bestimmt angeben, aber es scheint mir, als wären in diesem weichen Clima die Nerven nicht thätig oder angespannt genug, um eine plötzliche Erstarrung zu leiden; auch hin-

dert vielleicht die fortdauernde Hitze, die den ganzen Körper umgiebt, eine gefährliche Stockung.

Auch habe ich bemerkt, daſs man sich hier bey Erhitzungen ohne Gefahr der Zugluft aussetzt, indem gewöhnlich die Fenster und Thüren im Sommer offen stehen. Die mindere Vorsicht, die dies Clima in Absicht der Brust nöthig macht, muſs dagegen zwiefach auf den Magen gewandt werden.

Vom Reiſs giebt es hier verschiedene Gattungen, unter denen der salernitanische Reiſs am weiſsesten und besten ist. Die übrigen Arten sind oft grau und schwärzlich, auch wohl mit kleinen Salpeterstückchen vermischt. Das Rottolo von dem besten kostet zwey Carlin, welches in einem Lande, wo er wächst, sehr theuer scheint.

Von der sogenannten Buchweitzen- oder Heide-Grütze, so wie von Habergrütze weiſs man hier gar nichts. Das einzige dieser Art, was hieher kömmt, ist die Perlgraupe, die hier unter dem Namen *farro di Germania* bekannt und sehr beliebt ist; sie wird das Rottolo zu dem hohen

Preise von 5 Carlin verkauft. Ehemals ist hier ein Mann aus Baiern gewesen, der sie verfertigt und stark abgesetzt hat. Seitdem er todt ist, kann man sie nur zu Zeiten bekommen. Man hat hier versucht, sie nachzumachen, es aber nicht gekonnt, so wie man oft die gemeinsten Dinge den Deutschen nicht nachmachen kann. Sie kömmt jetzt zu Schiffe von Triest.

Die frischen Feigen, die seit dem Junius feil geboten werden, sind zu einem Preise, der nach meiner Meinung ebenfalls hoch ist. Das Rottolo der ganz gemeinen Feigen kostet 4 Gran, der besten Art aber, die man Paradiesfeigen nennt, 8 auch 12 Gran. Auch dies also ist eine Speise, die für den Armen zu theuer ist. Man sagt mir indessen, daſs die zweite Art Feigen (denn sie kommen den Sommer hindurch dreimal) wohlfeiler werde. Sie haben einen sehr angenehmen und weit bessern Geschmack, wie in Deutschland. Die Farbe ist schwarzbraun, oder grün, oder gelblicht. Man hält sie für hitzig und darf keinen Wein darauf trinken, sondern blos Wasser. Man verkauft und iſst sie gewöhnlich des

Morgens. Des Abends hält man sie für schädlich. Zugleich hat man den Glauben, daſs sie mit dem Thau, der die Nacht hindurch darauf gefallen ist, am gesundesten sind.

Die Arten der Fische, die es hier giebt, sind fast unzählig. Von dem Schwerdtfisch an bis zum kleinsten Meerinsect wird alles für den Gaumen aus den Fluten heraufgeholt. Demohngeachtet ist der Preis der Fische im Ganzen hoch, besonders der frischen. Die wohlfeilste Art ist der Stockfisch, wovon das Rottolo gewöhnlich um 8 Gran verkauft wird. Zu diesem nehmen die gemeinen Leute an Fasttagen ihre Zuflucht. Der Preis der übrigen ist äuſserst verschieden, je nachdem viel oder wenig gefangen sind. Die Alici, eine Art kleiner Heringe oder frischer Sardellen, kosten bald 3 Carlin das Rottolo, und mehr, bald nur halb so viel. Die gesalzenen Sardellen kauft man um 2 Carlin. Eigentliche gute Heringe habe ich hier noch nicht gefunden. Das Stück davon kostet einen Gran, aber sie sind auch elend, und scheinen halb Hering, halb Bückling zu seyn,

Karpfen und Hechte giebt es hier nicht, denn Neapel hat wohl das Meer, aber keine Flüsse. In Caserta hat jedoch der König Teiche mit Karpfen.

Der Thunfisch ist ein großer Fisch ohne Schuppen, der oft an zweyhundert Pfund wiegt. Sein röthliches Fleisch ist sehr wohlschmeckend und kaum von dem Fleisch vierfüßiger Thiere zu unterscheiden. Er wird gewöhnlich abgesotten, und mit Öl und Essig gegessen. Das Rottolo kostet 3 bis 4 Carlin. Überhaupt kann man rechnen, daß man nicht leicht gute Fische unter diesem Preise in Neapel kaufen kann. Die Tage, wo sie am theuersten sind, sind die Fasttage, nemlich Freitags und Sonnabends.

Die Triglien, eine Art Barben, hält man für die delikatesten, besonders diejenigen, welche am Pausilippo, wo der König seine Fischerei hat, gefangen werden; nächst diesen aber den großen Schwerdtfisch, der an der Küste von Sicilien gefangen wird.

Die Fortsetzung künftig.

Das
Innere der Peterskirche.

Wenn man aus den engen Straſsen auf den St. Petersplatz tritt, um die Auſsenseite der berühmten Kirche anzuschauen, so ist die Erwartung sehr hoch gespannt; aber bey weitem höher steigt sie noch, wenn man nun die Reise über den merkwürdigen Platz zwischen der herrlichen Colonnade und den bewundernswürdig schönen Springbrunnen gemacht hat, wenn man dicht an dem egyptischen Obelisk vorbeygegangen, wenn man die breiten Stufen hinangestiegen ist, und nun in das innere Heiligthum hineintreten will — dann, dann zittert man gleichsam vor Erwartung.

Wie könnte es anders seyn? Wie viel hat man von diesem Tempel gelesen, wie viel vernommen, wie oft ihn als das prächtigste und schönste Gebäude in der Welt preisen hören? Es wäre ein Wunder, wenn die Erwartung nicht einen so hohen Grad erreichte.

Man biegt den Vorhang hinter der Thür zurück, und tritt hinein. Was erblickt man? — Einen eingeschlossenen leeren Raum mit einem Altar gegen sich über, an welchem die gewundenen Säulen auffallen. Warlich, weiter ist es nichts, was man anfangs sieht; kann der Eindruck groſs seyn?

Und dieser leere Raum scheint überdies so klein, als man sich ihn nie einbildete, auch wenn man zehnmal gelesen und gehört hat, daſs die Peterskirche weit kleiner erscheint, wie sie ist. Man bringt immer die Vorstellung von der gröſsten Kirche in der Welt mit, und hat das Recht, sie mit zu bringen; denn die Peterskirche ist es. Wie kann man glauben, daſs man eine Kirche erblicken wird, wie man sie schon oft gesehen zu haben glaubt? ja, die man schon

größer und schöner gesehen zu haben glaubt? Und dies muſs dennoch der Fall bey jedem seyn, der zum erstenmal hineintritt. Der Dom in Magdeburg, und die Stephanskirche in Wien sind mir mindestens eben so groſs bey dem ersten Eintritt vorgekommen, wie die Peterskirche, wo nicht gröſser, die Nicolai-Kirche in Leipzig aber erscheint ohnstreitig ungleich prachtvoller und schöner, wenn man hineintritt. Kurz, man glaubt gar nichts Auſserordentliches zu sehen, wenn man zum erstenmal die Peterskirche sieht, und ist uns die Auſsenseite klein vorgekommen, so ist dies mit dem Innern noch bey weitem mehr der Fall.

Woher diese Seltsamkeit, woher dies Kleinerscheinen? Ich mögte antworten: von der Gröſse. Die Peterskirche hat so ungeheure einzelne Theile, daſs das Ganze dadurch gleichsam gedemüthigt wird. Und dieser Haupttheile sind so wenig, daſs sie den Eindruck noch mehr vermindern. An den Seiten des mittelsten Schiffs der Kirche stehen nicht zwanzig, nicht dreyſsig Säulen, die das Gewölbe unterstützen, und einen

perspectivischen Anblick gewähren; nein, an jeder Seite sieht man bis zum Ende der Kirche nicht mehr, als vier ungeheure Pfeiler, zwischen denen immer ein groſser Bogen ist; wie können diese wenigen Gegenstände die Vorstellung von einer groſsen Ausdehnung erwecken?

Von dem Thor der Kirche an bis zum groſsen Altar ist ferner nichts, gar nichts, als ein leerer Fuſsboden, ein Meer, das wieder keine Perspective gewährt. Dieser groſse Altar schneidet überdies einen groſsen Theil von der Kirche ab, und bildet weit vor dem Ende derselben einen Endpunkt. Ist es Wunder, wenn die Kirche klein erscheint, wenn dieser groſse leere Raum, an dem man keinen Maſsstab anlegen kann, sich verengt?

Man fülle den Raum zwischen dem Thor und dem Altar mit Stühlen, mit Bildsäulen, mit andern Gegenständen aus, und die Peterskirche wird sich sogleich um mehrere hundert Fuſs weiter ausdehnen. Ich selber habe sie einst an einem Fest sehr groſs gesehen. Ich fand nemlich viele Menschen auf dem leeren Fuſsboden, und

das Auge lernte seine Weite messen. Die Kleinheit der Wesen, die darauf wimmelten, lehrte die Gröſse der Umgebung kennen.

Es ist durchaus kein Räthsel, warum die Peterskirche so klein beym ersten Anblick erscheint. Man sieht Tauben an den Pfeilern in Marmor, und sie erscheinen dem Auge nicht gröſser, wie Tauben, aber in der Nähe sind es Adler, Reiher, Habichte; man sieht Kinder, die das Becken zum Weihwasser halten, aber in der Nähe sind es Riesen. Dies alles weiſs man nicht, wenigstens weiſs es das Auge nicht, und miſst das übrige Unbekannte nach dem Bekannten ab. Eine Gröſse verdunkelt die andere, und der hohe und weite Raum, der alles in sich hält, erlaubt selbst dem Ungeheuren nicht, sich auszuzeichnen. So erscheint die groſse Peterskirche unverhältniſsmäſsig klein, und alles erscheint klein, was darin ist, selbst der groſse Altar.

Wer in Neapel am Ufer des Meers steht, und die Insel Capri ansieht, ohne ihre Entfernung zu kennen, der hält sie gewiſs für weit näher und kleiner, als sie ist; denn die weite

Fläche des Meers zwischen ihm und der Insel engt sich in eine geringe Breite zusammen, weil sie keine Reihe von Gegenständen hat. Das Meer und die Insel scheint kleiner. So ist es mit dem Hauptaltar in der Peterskirche und dem Raum vor demselben.

Auch der Schmuck der Kirche ist für den ersten Anblick ganz verlohren. Das Gewölbe ist zu hoch, um ihn daran wahrzunehmen, und auch die übrigen Zierden zu entfernt, um sie zu bemerken. Hundert andere Kirchen in Deutschland und Italien erscheinen prächtiger beym Eintritt.

Aus dem Gesagten könnte man schliefsen, die Peterskirche sey nur ein gewöhnlicher Ort, ohne sonderlichen Reiz für das Auge. Nein, so ist es nicht gemeint. Es war nur von dem ersten Eindruck die Rede. Die Peterskirche gleicht einem Menschen, der anfangs ganz einfach und glanzlos erscheint, bey dem sich aber allmählich immer mehr schöne Eigenschaften entwickeln, und den man am Ende aus vollem Herzen lieben lernt.

Man muſs vom Ganzen zum Einzelnen übergehen, um diesen prachtvollen Bau nach seinem wahren Werth zu schätzen. Wer könnte wähnen, daſs ein Gebäude, woran Bramante, Michael Angelo, Raphael, Vignola, Carl Maderne und viele andre als Baumeister sich verewigten, worin wiederum Michael Angelo, Bernini, de la Porte, Algardi und andere ihre Werke als Bildhauer aufstellten, worin ferner Raphael, Guido Reni, Bernini, Carl Maratti, Dominichino, Lanfranco, d'Arpino, u. s. w. als Mahler glänzen, wer könnte wähnen, daſs ein solches Gebäude nicht ganz was auſserordentliches in sich fasse?

Man müſste ein Buch schreiben, wenn man alles dies Auſserordentliche herausheben und schildern wollte; hier also vermag ich nur das Merkwürdige hie und da zu berühren.

Die Kirche ist 562 Fuſs lang, und 408 Fuſs breit, nemlich da, wo unter der Kuppel das Kreuzschiff das Hauptschiff durchschneidet. Diese Kuppel hat vom Pflaster der Kirche bis zum Gipfel 385 Fuſs Höhe, und der inwendige Durch-

messer derselben beträgt 130 Fuſs, aber der ganze Durchmesser mit der Dicke der Mauern 145 Fuſs. Hier schwebt also ein Pantheon hoch in der Luft, denn das Pantheon in Rom hat beynahe dieselbe Gröſse. Die vier Pfeiler, die sie tragen, sind so ungeheuer dick, daſs man einen beträchtlichen Raum durchwandern muſs, um sie zu umgehen. Sie sind ringsumher mit Pilastern und einigen Nischen geschmückt, worin Bildsäulen stehen.

Unter dieser Kuppel steht etwas sehr Merkwürdiges: der groſse Altar, und unter diesem Altar ist noch etwas Merkwürdigeres: das Grabmahl des Apostels Petrus.

Der Altar steht ganz frei, so daſs man rings um ihn herumgehen kann. Nur der Pabst liest vor ihm die Messe. Über dem Altar ist ein prächtiger Thronhimmel von vergoldeter Bronze, den vier bronzene gewundene Säulen von gemischter Ordnung tragen. Man kann denken, welcher Schatz von Bronze hier angebracht ist, da der Thronhimmel eine Höhe von 84 Fuſs hat, und also die Säulen auch von ungeheurer Höhe

seyn müssen. Das Gewicht dieser Bronze beträgt 186,392 Pfund, und die Unkosten der Arbeit über 100,000 Thaler, indem die Vergoldung allein 40000 Thaler kostete. Und dies nur ein einziger Altar.

Wahrscheinlich hätte man so viel Bronze nicht verschwendet, wenn man nicht eine ergiebige Erzgrube gehabt hätte. Man nahm nemlich das Metall von den Balken des Pantheons, man plünderte den Tempel aller heidnischen Götter, um einen christlichen Altar zu bereichern.

Vor diesem Altar ist ein eisernes rundes Gegitter, das einen beträchtlichen Raum umgiebt, und in welchem rings umher 112 Lampen brennen; vielleicht haben sie ohne zu verlöschen schon einige Jahrhunderte gebrannt. Sie geben eine ganz kleine runde Flamme, und erscheinen wie helle Pünktchen in einiger Entfernung. Ehemals waren diese Lampen von Silber, aber seitdem eine Republik in Rom gewesen ist, sind sie von Metall. Die Franzosen, die bekanntlich kein Silber und Gold im Auslande leiden können, führten die Lampen des heiligen Petrus nach

Paris, wo man sie wahrscheinlich nicht mehr zum Brennen gebraucht.

In der Mitte des Gegitters steigt man in das Grabmahl selber hinunter, dessen Vorhalle mit Engeln, mit Festons und mit den Statüen des heiligen Petrus und Paulus geschmückt ist. Durch ein Gegitter von vergoldeter Bronze sieht man dann in das eigentliche Heiligthum hinein, wo in einer Nische die Gebeine des Apostels beygesetzt sind.

Vielleicht liegt es manchem am Herzen, zu erfahren, wodurch man denn eigentlich weiſs, daſs wirklich die Gebeine des Apostels Petrus in diesem Begräbnisse ruhen. Hier sind einige Nachrichten hierüber.

Zu den Zeiten der römischen Kaiser war an dem Ort, wo jetzt die Peterskirche mit ihren Umgebungen steht, der Circus des Nero. Constantin der Groſse aber erbaute hier eine weite Kirche, und zwar, weil der Apostel Petrus hier begraben war. Dies ist die Nachricht, auf der die Ächtheit des apostolischen Grabmahls beruht. Constantin konnte als Kaiser, als groſser Freund

der

der christlichen Religion sehr gut wissen, wo die Gebeine des Apostels lägen, und da er eine Kirche über dem Grabmahl erbaute, so konnte sich die Spur davon auch nicht wieder verliehren. Denn diese Kirche stand eilf Jahrhunderte, und als sie dann in Trümmern zerfallen wollte, liefs der Papst Nicolaus V. gegen das Jahr 1450 den Grund zu der neuen Kirche legen, die noch jetzt dasteht, und allmählich die Bewunderung der Welt ward. Die folgenden Päpste liefsen den Bau bald liegen, bald wurde er fortgesetzt, bis er endlich nach drey Jahrhunderten unter Paul V. vollendet ward.

So viel also kann man, glaube ich, mit Gewifsheit annehmen, dafs die Asche des Apostels unter der Peterskirche ruht. Ohnstreitig ist dies eine Merkwürdigkeit, die dem Gebäude einen gewissen heiligen Werth giebt. Selbst der Umstand, dafs Constantin schon hier dem Apostel Petrus zu Ehren eine Kirche erbauen liefs, ist für das christliche Alterthum merkwürdig.

Über dem Grabmahl rings in dem Gesimse der Kuppel umher steht ein Spruch aus der Bi-

bel, den man nicht besser hätte auswählen können, und der für die päpstliche Herrschaft sehr bedeutend ist, nemlich die Worte: *Tu es Petrus, et super hanc Petram aedificabo ecclesiam meam, et tibi dabo Claves Regni Coelorum.* Man kann denken, daſs dies mit sehr groſsen Buchstaben geschrieben ist.

Christus spricht ohnstreitig von der Ausbreitung der christlichen Religion hier auf der Erde, und giebt dem Apostel die freie Gewalt, so wie auch die Kraft, sie verbreiten zu können, als den Weg zur Glückseligkeit, oder als das Himmelreich; aber so verstehen die Nachfolger des heiligen Petrus es nicht. Sie glauben den Schlüssel zu besitzen, der die Thore des Himmels in jenem andern Leben aufschlieſst, und hineinlassen oder zurückweisen zu können, wen sie wollen. *Ohe!* Sollten sie es aber auch nicht glauben, so haben sie wenigstens danach gehandelt.

Am Ende der Kirche erblickt man wieder einen Altar, und über demselben etwas, das von innen und auſsen merkwürdig ist. Es ist eine

Art von Kanzel aus vergoldeter Bronze von Bernini, die von vier bronzenen Riesen getragen wird, nemlich von vier berühmten Kirchenvätern aus der römischen und griechischen Kirche: dem heiligen Ambrosius und Augustinus, und dem heiligen Athanasius und Chrysostomus.

Es ist ein gutes Symbol, daſs diese den Stuhl des heiligen Petrus tragen; denn dieser soll in der bronzenen Kanzel verschlossen, und der nemliche seyn, dessen sich Petrus und die Päpste, seine Nachfolger, bey ihren öffentlichen Religionshandlungen bedienten. Von der Authenticität dieses Stuhls weiſs ich keinen einzigen Beweis; hier muſs man glauben, was die heilige Kirche glaubt.

Auſser dem Grabmahl des heiligen Petrus sind noch neunzehn andere Grabmähler in der Peterskirche, und keine von den geringsten Zierden derselben. Auch an beyden Seiten dieses hintersten Altars ist das Grabmahl von zweyen Päpsten, von Paul III, und von Urban VIII. Auf dem Grabmahl Pauls III. ist die berühmte Statüe der Gerechtigkeit von la Porte, die ein

Spanier einst zum Ziel seiner Lüste soll ersehen haben. Es ist wahr, sie ist wunderschön; aber ich halte die Sache dennoch für eine Fabel. Sie bleibt immer kalter Marmor, und kann zwar Bewunderung und Vergnügen, aber keine Liebe einflöſsen. Wahrscheinlich gab irgend eine Stellung oder ein anderer Umstand Gelegenheit zu dieser Sage, und man ergriff sie mit Begierde, um der Statüe Ruf zu geben; denn so etwas ergreifen die Römer gern. Sollte die Sache aber auch wirklich gegründet seyn, so ist es dennoch äuſserst thöricht, die schöne Statüe deshalb mit einer Decke von Blech zu verunstalten. Soll denn, weil ein wollüstiger Spanier hier einen Frevel beging, deshalb allen andern die Schönheit der Bildsäule entzogen, und der Eindruck derselben durch ſein häſsliches Blech widrig gemacht werden? Das ist doch warlich unzweckmäſsig und seltsam, zumal, da vielleicht jener Fall, so lange die Peterskirche steht, nicht wieder vorkömmt.

Bernini lieſs diese Decke anbringen, und da das Grabmahl auf der andern Seite des Altars

von ihm ist, aber keine Bildsäule von so hoher Schönheit hat, so könnte man auf den Gedanken gerathen, der Neid hätte etwas bey Bedeckung der Statüe gewirkt. Daſs man aber die Bedekkung noch immer liegen läſst, daran scheint mir ein anderer Umstand Schuld zu seyn. Man nimmt sie nemlich weg, wenn jemand eine Zechine, oder einen Dukaten bezahlt, und läſst sie für Geld in ihrer ganzen Nudität sehen. Weiſs man nun noch nicht genug, so muſs ich hinzusetzen, daſs es unmöglich ist, die Italiener sollten eine solche Gelegenheit, Geld durch nichts zu verdienen, aus den Händen lassen. Wenn kein Befehl von oben dies garstige Schurzfell wegschaft, so wird es ewig liegen bleiben. Aus dieser blechernen Decke prägen die Römer Gold, und da sie auf keine edle Art Geld aus dem Auslande zu gewinnen verstehen, so verschmähen sie auch die niedrigste nicht, es zu thun. Mich wundert, daſs man nicht die ganze Peterskirche zu einer solchen Fundgrube gemacht hat. Könnte man über ihre Schönheit eine Decke legen, man thäte es gewiſs.

Das letzte Grabmahl, das hier angelegt ist, ward dem Papst Rezzonico erbauet. Der scharfsinnige Archenholz macht in seinem schönen Werke über England und Italien die Bemerkung, daſs die Dankbarkeit ein solches Grabmahl von seinen Angehörigen fordert. Jetzt ist es errichtet, und zwar durch den groſsen Künstler Canova, an der rechten Seite der Peterskirche. Auf der einen Seite liegt ein Genius mit einer umgekehrten Fackel, und auf der andern steht die sehr schöne Statüe der Religion. Der ganz weiſse Marmor hat etwas höchst reizendes, besonders, wenn er zu Bildsäulen verarbeitet ist.

Unter den vielen andern Grabmählern, wovon einige 24,000 Scudi, oder 36,000 Thaler gekostet haben, ist auch das Grabmahl der Königinn Christina von Schweden, das Innocentius XII. ihr durch Carl Fontana errichten lieſs. Aber es gereicht ihr nicht zur Ehre, denn es ist ihre Abschwörung des evangelischen Glaubens darauf abgebildet.

Die Gemählde in der Peterskirche sind, wie bekannt, keine eigentliche Gemählde mehr, son-

dern in farbigen Steinen nach den Gemählden großer Meister zusammengesetzt, welche Arbeit man Mosaik nennt. Man könnte sich wundern, wie man die feinen Nüancen des Pinsels durch Zusammensetzung von Steinen hervorzubringen vermögte; aber die Größe der Gemählde und die verhältnißmäßige Kleinheit der Steine erlaubt dies sehr gut. Nur ganz in der Nähe entdeckt man die Zusammensetzung, und sie sehen übrigens aus, wie die frischesten, schönsten Ölgemählde. Niemand, der nicht vorher unterrichtet wäre, würde auf den Gedanken gerathen, daß er Steine sähe.

Es sind 29 solcher Altargemählde vorhanden, ohne die Gemählde an den Kuppeln, den Voraltären u. s. w. Von den größern kostet jedes 30,000 Thaler. Man denke, welch ein Schatz hier von Gemählden sey. Diese Gemählde haben etwas Erhebendes, etwas Ruheeinflößendes, etwas Überirdisches. Da auf den meisten die Figuren in übermenschlicher Größe sind, so vermehrt dies den Eindruck, und man erblickt hier den Adel der menschlichen Natur in seiner höch-

sten Würde. Man sieht ein ganz anderes Menschengeschlecht in Gestalt, in Handlung, in Gewand, in Ausdruck, als man sonst zu sehen gewohnt ist, und ein Künstler muſs beym bloſsen Anschaun dieser Gemählde seinen Styl edler und schöner bilden. Hier ist nichts Kleinliches; alles ist groſs, erhaben, edel, göttlich ruhig. Man kann ganze Stunden zubringen, um ein solches Gemählde anzuschauen, und man wird bey jedem neuen Besuch neues Vergnügen finden, vorzüglich dann, wenn man sich in die Schönheiten der Darstellung erst recht einstudirt hat.

Es ist ein erhebender Gedanke, daſs diese Gemählde durch die Nachahmung in Stein eine Art von Ewigkeit erhalten haben, bey der kein Veralten, kein Verlöschen der Farben, und keine Veränderung statt findet, sondern wo eine ewige Jugend, eine ewige Frischheit, als wären sie eben aus dem Pinsel geflossen, frühlingsmäſsig schimmert. Wie würden Raphael, wie würden die übrigen Künstler der vorigen Jahrhunderte staunen, wenn sie ihre Gemählde zum zweiten-

mal in Stein geschaffen erblickten, und sie nun unvergänglicher sähen, als sie je hoffen durften.

Das schönste Gemählde in der Peterskirche ist die Transfiguration von Raphael, an einem Altar befindlich. Das Original in Öl war sonst zu St. Pietro Montorio, jetzt ist es sammt den andern schönsten Kunstwerken von Rom ausgewandert, und befindet sich in Paris. Hätte man die ganze Peterskirche, gleich dem Laocoon und dem vatikanischen Apoll, in einen Kasten packen und nach Paris schicken können, sie stände nicht mehr an der Tiber, sondern an der Seine.

Ein anderes sehr schönes Gemählde von Mosaik ist der heilige Hieronymus von Dominichino, wie er das letzte Abendmahl empfängt, so wie ein anderes von Guido Reni: der Erzengel Michael.

Aber die vollständige Beschreibung der Gemählde allein würde ein Buch fodern, und ich trenne mich jetzt bey diesen schönen Gegenständen von der Peterskirche. Niemand wird hoffentlich wähnen, daſs hier eine ausführliche Beschreibung von dem Innern derselben hat gelie-

fert werden sollen. Hier ist nur so viel, als man beym ersten Besuch derselben flüchtig übersieht, was ich aber nach vielen Besuchen, nach vielem Lesen, Vergleichen und Hören niederschrieb. Ich werde noch oft dahin zurückkehren, und halte es selbst für den Leser für angenehm, nicht alles auf einmal zu finden, sondern diesen grofsen Gegenstand allmählich kennen zu lernen, und zwar so, wie jemand, der sich in Rom befindet, ihn kennen lernt. Er geht sehr oft hin, sieht, vergleicht, hört, prüft, überläfst sich ruhig seinen Empfindungen, bringt immer neue Schätze mit, und dringt endlich in das Ganze des erhabenen Werks ein.

Feierliche Ankunft und Empfang des Königs in Neapel.

Lange schon hatte man die Rückkehr des Königs aus Palermo erwartet, hatte zu verschiedenenmalen die Zeit dazu schon bestimmt, selbst das Schiff, auf welchem er kommen sollte, und immer täuschte sich die Hoffnung. Es verflossen Monathe unter diesen Vorhersagungen, und niemand wuſste, woher diese Zögerung kam. Wahrscheinlich wollte der König erst die vielen Hülfsbedürftigen, die es durch die Revolution geworden waren, befriedigen, rückständige Gelder auszahlen lassen, die Cassen in Ordnung bringen u. s. w., ehe er in seine Hauptstadt zurück-

kehrte, um hier nicht von zu vielen Seiten angefallen und supplicirt zu werden.

Dieser Zeitpunkt erschien im Juni, und auf einmal sah man die Anstalten zu dem Empfange des Königs gemacht; die Rückkehr, woran bis jetzt noch Viele zweifelten, wurde gewiſs. Auf Largo di Castello, so wie gegen dem königlichen Pallast über, begannen sich groſse Gerüste zu erheben, und bald geschah dies auf dem ganzen Wege, der von Portici aus durch die Stadt zum Pallast führt. Selbst an Orten der Stadt, die nicht an dem Wege lagen, wurden Ehrenzeichen errichtet, und einige tausend Menschen waren beschäfftigt, an dem feierlichen Empfange des Königs zu arbeiten.

Diese Gebäude stiegen mit einer Schnelligkeit empor, daſs man darüber erstaunte, und in wenigen Wochen entstanden aus leichten Balken, aus Stangen, aus Brettern, aus Leinwand ungeheure Werke, die das Ansehen hatten, aus Steinen oder Marmor, und für Jahrhunderte erbaut zu seyn. Es war, als wenn Feenpalläste aus der Erde hervorgingen.

Die Italiener, die in so vielen Rücksichten hinter andern Nationen zurückgeblieben sind zeigten sich hier von einer Seite, von welcher sie wahrscheinlich durch keine andere Nation erreicht werden. Es scheint, als sey es eine eigne Wissenschaft, für das Auge zu bauen, und aus allerhand leichten Stoffen Gebäude zu errichten, die für die Ewigkeit zu seyn scheinen. In dieser Wissenschaft, die uns ganz neu ist, und die man zum erstenmal in Italien kennen lernt, haben die Architecten dieses Landes, und die ihnen untergeordneten Arbeiter, es so weit gebracht, daſs man sich recht freut, diese Nation auch einmal den Vorzug vor andern erringen zu sehen.

Diese schnell errichteten Gebäude haben aber nicht allein das Ansehen der Dauer und Festigkeit, sie sind auch in dem edelsten antiken Styl erbauet, wie man sehr selten Werke der Architectur findet.

Vielleicht ist seit langen Zeiten kein Monarch mit so vieler Pracht, mit so vielem Aufwande von Kunst, in seiner Hauptstadt empfan-

gen worden, als jetzt der König von Neapel nach einer Entfernung von vier Jahren. Zu seiner Ankunft sind mehr als vierzehn ansehnliche architectonische Werke aufgeführt, ohne die vielen andern kleinern Verzierungen und den Schmuck der Häuser.

Die vorzüglichsten Gebäude sah man gegen das Ende des Weges, den der König machen mufste. Vor dem Castell nuovo, das unweit dem Molo liegt, hatte das Königliche Corps der Artillerie eine neue Art von Befestigung aufgeführt, mit vielen wirklichen und gemahlten Kanonen, die vielleicht einst zum Muster dienen könnte. In der Mitte desselben, über dem Eingang des Castells, steht die Statüe des Königs in kolossalischer Gröfse, und man sieht überhaupt viele militärische Verzierungen und Trophäen an demselben. Da aber die Befestigung, wegen der daran liegenden Strafse, eine gerade Linie bilden mufs, so kann nicht viel Vertheidigungskunst darin angebracht seyn. Sie ist mehrere hundert Schritte lang.

Gegen diesem Gebäude über an der Post sieht man einen Arcus errichtet, unter welchem der König auf einer Biga steht, und vom Siege und andern allegorischen Statüen begleitet wird. Oben an dem Bogen sind sehr schöne Bas-reliefs, welche Bezug auf Schiffahrt, auf Handlung u. s. w. haben.

Von dieser Gegend, bis zum Largo di Castello, sind einige hundert Schritte, und hier ist ein Gebäude aufgeführt, das die Aufmerksamkeit des Kenners und des Liebhabers verdient. Es ist grofser Halbzirkel, oder ein halbes Amphitheater, in welchem oben 28 freistehende dorische Säulen angebracht sind. Da diese in dem grofsen halben Rund regelmäfsig herumstehen, so machen sie eine aufserordentliche Wirkung. Auf dem Gesimse, das sie tragen, stehen eine Menge Statüen, ebenfalls nach der Krümmung des Bogens, und bilden die gröfste Höhe des Werks. Zu den Säulen führt eine grofse Treppe, auf deren Stufen eine Menge Zuschauer sitzen können, und vor derselben sind Sitze mit Lehnen, wie in einem wirklichen Amphitheater. Basreliefs, Ge-

mählde, kolossalische Statüen, u. s. w. bilden die übrigen Verzierungen des Werks.

Das Ganze hat ein so edles, ganz antikes Ansehen, daſs man beym Anschauen desselben in das Alterthum versetzt zu seyn glaubt. Bey Gebäuden, die zu wirklichem Gebrauch aufgeführt werden, muſs der Baumeister oft die Schönheit der Bequemlichkeit aufopfern; hier konnte er sich ganz seiner Einbildungskraft und den besten Mustern aus dem Alterthum überlassen. Darum glaube ich nicht, daſs in irgend einem Ort ein neueres Gebäude dieser Art anzutreffen ist.

Ich darf nicht vergessen, daſs an jeder Seite vor dem Amphitheater eine Biga steht; auf der einen sieht man den König, auf der andern die Königinn stehen. Statüen, und Wagen, und Pferde sind wie in Bronze gemacht. Auch liegen innerhalb des Halbzirkels an beyden Seiten die beyden Flüsse, die in der Nähe der Hauptstadt sind, mit ihren Urnen: der Sibetus.

Ohnweit von dem Largo di Castello ist die Porcelainfabrik, dicht an dem St. Carlstheater.

Vor

Vor derselben ist die Façade des berühmten Tempels in Pästum aufgeführt, kleiner zwar, wie er in der Wirklichkeit ist, aber doch nach einem richtigen Verhältnisse. Die Simplicität der Bauart macht einen seltsamen Eindruck. Sie scheint aus dem Anfange der Architectur zu seyn, aber das Ganze ist in einem hohen Styl, der grofse Kunst verräth. In diesem Tempel ist eine sehr schöne Gruppe angebracht. Der König steht auf einem Piedestal mit ausgestrecktem Zepter, und zu seiner Rechten eine äufserst zarte und edle Figur, die Parthenope, welche ihm eine Schaale mit Weihrauch darbietet; zur Linken sieht man den Genius der Künste in einer sanften bescheidenen Stellung, wie er seine Kränze überreichen will.

Diese Gruppe verdiente ohnstreitig durch Marmor verewigt zu werden, und sie würde ein treffliches Denkmahl für irgend einen grofsen König seyn. An dem Piedestal, worauf der König steht, liest man die schöne und passende Inschrift: *Optime Princeps, hic ames dici pater.* Dies bezieht sich ohnstreitig auf die Besorgnifs, dafs er in Palermo seine Residenz wählen könnte.

Die Säulen des Tempels sind mit Guirlanden von Rosen umwunden, um an die Rosen von Pästum zu erinnern, die im Alterthum so berühmt waren.

Von hier bis zum königlichen Palast ist nur noch ein kleiner Weg. Gegen demselben über ist ein Tempel zum Ruhm gerechter und wohlthätiger Monarchen erbauet. Dieser Tempel ist so schön, so erhaben, daſs er ein stilles Vergnügen einflöſst, und als Muster des edelsten Tempels dienen kann. Er wetteifert mit dem Amphitheater auf Largo di Castello, und man weiſs nicht, welchem Werk man den Vorzug geben soll. Nur in dem alten Athen oder Rom konnte man Gebäude ähnlicher Art finden; aus der neuern Architectur sind sie gänzlich verschwunden.

Dieser Tempel des Ruhms hat ein Frontispiz mit sechs freistehenden korinthischen Säulen, und zwey Seitenflügel, jeden mit sieben eben solchen Säulen, so daſs die ganze Vorderseite zwanzig freistehende Säulen enthält, einige Säulen in der Vertiefung des Frontispizes nicht ge-

rechnet. In dem Giebelfelde sieht man in Basrelief das Bild des Königs und der Königinn kolossalisch, getragen von zwey fliegenden Famen. Zu den Säulen, unter deren Gebälk man wie in einer Vorhalle frei herumgehen kann, führt eine hohe Treppe, in der Breite des ganzen Frontispizes, und oben an derselben stehen sechs Bildsäulen von so schöner Arbeit, daſs sie aus den Zeiten, wo die Niobe mit ihren Kindern entstand, hergeholt zu seyn scheinen. Die Bildung dieser Statüen ist so rein antik, daſs ihr Anblick Ruhe und Zufriedenheit einflöſst. Sie stellen die Länder der beiden Königreiche vor, und tragen die Namen: Sicilia, Campania, Lucania, Japigia, Messapia und Sannio.

Hätte die Peterskirche, die für viele Jahrhunderte erbaut ist, in der verhältniſsmäſsigen Gröſse eine Façade, wie dieser Tempel, der nur Monathe stehen soll, sie würde mit Recht die Bewunderung und das Studium der Kenner seyn, sie würde Einheit, Erhabenheit, und ein antikes Ansehen haben, ohne, wie jetzt, durch viele

Balkons, und Fenster, und halbe Säulen, und Pilaster, und Zifferblätter kleinlicht zu werden.

Es ist offenbar, daſs die Neapolitaner, die sonst bey der ersten Prüfung als sehr weit zurück erscheinen, sich bey den Zurüstungen zum Empfang des Königs sehr groſs gezeigt haben. Man könnte sich darüber wundern, aber die Sache ist zu erklären. Was in Italien noch blüht, ist die Kunst. Die sich ihr widmen, haben von Jugend auf, hatten wenigstens ehemals in der Architectur die besten Muster vor sich, sehen schöne Gebäude in der Wirklichkeit und auch in den Darstellungen ihrer groſsen Mahler. Wenn man ihre besondere Fertigkeit in Errichtung solcher Ehrengebäude hiemit verbindet, so bleibt es nicht wunderbar, daſs sie gerade hierin so viel leisten, zumal wenn die besten Künstler in Neapel und Rom dazu gebraucht werden. Hätte man die Dichter und Gelehrten dieser Städte aufgefodert, die Ankunft des Königs durch litterarische Produkte zu feiern, die Sache würde sehr mittelmäſsig ausgefallen seyn. Auch ist

kein einziges Produkt dieser Art, so viel mir bekannt ist, erschienen.

Es würde zu viel Raum fodern, wenn ich alle übrigen Gebäude und Tempel beschreiben wollte, die auf dem Castell del Carmine, auf den Plätzen del Spirito santo, al Mercato, an der Dogane, auf der Gewehrfabrik u. s. w. errichtet waren, und ich eile zur Ankunft des Königs selber fort.

Im letzten Drittel des Junius kam ein kleines Fahrzeug aus Sicilien mit der Nachricht an, daſs der König von Palermo abgegangen sey. Die verdoppelte Eile bey Errichtung der Gebäude, die noch nicht ganz fertig waren, und manche andere Anstalten zeigten, daſs diese Nachricht gegründet sey.

Den 25ten Jun. gab St. Elmo Nachmittags um 4 Uhr Signale durch Kanonenschüsse, und steckte Fahnen aus, wodurch man sah, daſs der König sich nähere. Man sah links von Capri einige Schiffe, die aber wieder verschwanden, weil der Wind ungünstig war. Am andern Morgen erblickte man diese Schiffe an der andern

Seite von Capri, und mit der Marette oder mit dem Meerwinde, der sich gegen Mittag einzustellen pflegt, kamen sie der Stadt näher, und nun begann eine sehr feierliche Scene. Das Fort St. Elmo begann die Schiffe mit Kanonenschüssen zu begrüſsen, welche tobend über die Stadt hinwegdonnerten, die Schiffe aber gaben in ihrer weiten Entfernung Antwort, und die Schüsse schallten dumpf über das Meer daher. Es war ein erhabnes Gespräch, welches das Geschütz unter einander hielt.

Man erblickte an 20 Schiffe, und zwischen diesen schwamm das Schiff des Königs, das man durch seine Gröſse unterschied, in der Mitte. Die übrigen Schiffe, unter denen auch einige englische waren, dienten zur Bedeckung; denn hier hat man die barbarischen Küsten zu nahe, um vor Caperei sicher zu seyn.

Unterdeſs fuhr der Kronprinz, begleitet von dem lauten Donner der Kanonen, dem König entgegen, und stieg an sein Schiff. Aber der Meerwind lieſs wieder nach, und die Schiffe konnten nicht von der Stelle.

So nahe am Lande zu seyn, und es nicht erreichen zu können, das muſs etwas sehr Unangenehmes haben, und ein König setzt sich demselben nicht aus, wenn es zu vermeiden ist. Es dauerte wirklich nicht lange, so stieg der König aus seinem Schiff, das wegen Gröſse nicht rudern konnte, sammt dem Kronprinzen in ein kleineres Ruderschiff, und fuhr nach Portici zu seinem Lustschloſs Favorite. Der verdoppelte Donner der Kanonen auf den Castellen und auf den Schiffen verkündigte diesen Entschluſs.

Der 27te Jun. 1802 war der Tag, an welchem der König, nach so langer Abwesenheit, nach so vielen vorgefallenen traurigen und schreklichen Begebenheiten, wieder in seine Residenz einzog. Schon bey seinem Anlanden hatte sich ihm eine Ehrenbezeugung dargeboten, denn es war eine sehr groſse Brücke erbauet, um das Betreten des Landes desto bequemer zu machen. Sie ist nach Art der uralten sublicischen Brücke in Rom angelegt, welche Ancus Martius über die Tiber erbaute, und welches dieselbe ist, auf der Horatius Cocles die Armee des Porsenna

aufhielt. Eine solche Brücke ist von Holz und ohne Nägel, so daſs sie leicht zusammengesetzt und auseinander genommen werden kann. Die bey Portici war 230 Palmen lang, und 45 Palmen breit, und bey der Ankunft des Königs sehr prächtig ausgeschmückt.

Am Tage des Einzugs drängten sich die Ehrenbezeugungen gleichsam um den König. Schon am Mittage versammelte sich alles Militär, das in Neapel liegt, und besetzte die Straſsen, durch welche der Zug gehen sollte. Sie bildeten zwey Reihen, um in der Mitte einen freien Durchgang zu lassen. Alles Fahren in diesen Straſsen war verboten, bis auf die Wagen der Personen, die nothwendig nach Portici und zurück muſsten, diese wurden von einem Cavalleristen begleitet. Auſserhalb der Stadt bis Portici stand die Cavallerie. Dies starke Besetzen der Straſsen war sehr nothwendig, denn das Gedränge der Menschen hatte keine Grenzen. Neapel ist immer gedrängt voll, aber an diesem Tage waren vielleicht noch 100,000 Personen mehr darin.

Es mogte ohngefehr 5 Uhr Nachmittags seyn, als der Kanonendonner von St. Elmo sich zu verdoppeln begann, und auch die übrigen Castelle ihr Geschofs erschallen liefsen. Zugleich fingen alle Glocken an zu läuten, und dies bewies, dafs der König unterwegens sey.

Die Scene hatte etwas sehr feierliches. Das geordnete Militär, die Hunderttausende von Menschen in den Strafsen, auf den Balkons und auf den Dächern, die von den Balkons herunterhängenden farbigen seidenen Decken, die man zum Schmuck der Häuser angebracht hatte, das abwechselnde Donnern des Geschützes und Läuten der Glocken, alles dies verkündigte etwas Grofses. Wer nicht von der Sache unterrichtet gewesen wäre, der hätte den Triumphaufzug irgend eines siegreichen römischen Feldherren erwarten können.

Der König hielt zu Pferde seinen Einzug, und stieg zwischen 5 und 6 Uhr auf. Begleitet von allen Generalen, Marschällen, Brigadieren, der Blüthe des Adels, und einer unzählbaren Menge Volks, kam er bey der Magdalenen-Brük-

ke an, die an dieser Seite den Anfang der Stadt bezeichnet. In ihrer Nähe war ein Dom erbauet, in welchem sich das Tribunal des Adels, der Senat, und alle Magistratspersonen von Neapel versammelt hatten, um dem Monarchen ihre Huldigungen zu beweisen. Von hier fingen die Verzierungen der Stadt an, und dauerten in verschiedener Art bis zum Palast fort.

Obwohl alles Militär versammelt war, die Ordnung zu erhalten, so vermogte es dennoch nicht, die strömende Menge zu bezwingen. Sie drängte sich an den König heran, umgab ihn in dichten Haufen, und dies war die Ursache, daſs der Einzug nur mit der gröſsten Langsamkeit vor sich gehen konnte.

Von der Magdalenen-Brücke an sah der König ununterbrochen Festons, und Tropheen, und Statüen, und Tempel, und künstliche Felsen mit seiner eignen Statüe, und Pyramiden u. s. w. Als er bey dem Castell nuovo ankam, wo die künstliche Befestigung angelegt war, gab es von einem Ende bis zum andern eine groſse Salve,

denn unter den vielen gemahlten Kanonen waren auch viele wirkliche.

Auf diese kriegerische Scene folgte ein anderer minder geräuschvoller, aber sinnreicherer Auftritt. Auf dem Largo di Castello stand vor dem Amphitheater, also an dem Ort, wo die Arena ist, die Göttin der Zwietracht auf einem Piedestal. Als sich der König demselben näherte, ward sie von einem Blitz heruntergeschlagen, verschwand, und an ihrer Stelle erschien der Genius des Friedens mit Palmzweigen, und bekränzte die Büste des Königs. Dieser Gedanke ist wegen der deutlichen und einfachen Allegorie, die darin liegt, sehr einnehmend.

Unterdeſs dies alles vorging, warteten die Zuschauer, die sich in der Nähe des königlichen Palastes aufhielten, mit groſsem Verlangen auf die Ankunft desselben. Ich befand mich unter diesen, und zwar auf einem halberbauten Hause, von dem man die Straſse vor dem Carlstheater hinuntersehen, und zugleich den königlichen Palast überschauen konnte. Ich befand mich also auf einem vortheilhaften Standpunkt, und hätte

den König einen Raum von mehr als hundert Schritten gerade daherkommen sehen. Aber die Ankunft desselben zögerte, und zögerte immer länger. Die Russen, die vor dem Palast und dem Carlstheater die beyden Reihen formirten, ermüdeten sichtbar, und die Officiers setzten sich auf die Trommeln zum Ausruhen. Die Hitze stieg an diesem Tage, glaube ich, auf den höchsten Grad, gewifs auf 27 oder 28 R. An diesem einzigen Nachmittage wurden sicher viele hunderttausend Gläser Eiswasser, und viele Myriaden Becher mit Eis verzehrt.

Der König kam noch immer nicht, obgleich der Abend schon anbrach. Statt dessen ereignete sich eine andere für Neapel sehr karakteristische Scene. Bis jetzt hatte ich zwischen der geschlossenen Reihe Soldaten nur einige Engländer, die mit dem Könige gekommen waren, sehr wenig andere Personen, und nur einige Wagen von Hofleuten gesehen. Auf einmal sah man von weitem einen grofsen Haufen Volks unter Staub und Getöse mitten in der Reihe daherlaufen, welche jauchzten, sprangen, die Tarantelle tanz-

ten, Hüte und Schnupftücher in die Höhe warfen, lachten, sangen, tobten, kurz, ganz ausgelassen waren. Es schien, als wenn ein Heer zerlumpter Bachanten daherstürmte. Es waren die liebenswürdigen Lazzaroni, die uns diesen Auftritt gaben, und wahrscheinlich hatte sich dieser Haufe von dem grofsen Haufen, der den König umgab, losgerissen, um gleichsam die Vorläufer davon zu seyn — So reifst, wenn ein Gewitter heraufzieht, eine Wolke von dem Ganzen sich los, und fliegt unter Blitz und Donner durch den Himmel daher — welch eine erhabnere Scene sich nähere.

Die Russen waren ganz versteinert, die Ordnung auf einmal so unterbrochen, und mitten in ihrer Reihe, wo niemand gehen durfte, einen grofsen Haufen wilden Pöbels zu sehen. Dieser Pöbel stürmte bey dem Palast vorbey bis zum Ende der geschlossenen Reihe, und dachte hier sein Wesen zu treiben; aber die Russen wollten den Spafs nicht verstehen, und unter Stockschlägen und Kolbenstöfsen ward er aus seinen Eroberungen herausgedrängt. Die Freude war von

kurzer Dauer. Einen Buben bemerkte ich unter andern, der, gleich den übrigen, springend und tanzend gekommen war, der aber jetzt ganz langsam wieder zurückhinkte, laut weinte, und sich den Kopf hielt. Kopf und Fuſs hatten bey ihm gelitten. Es dauerte nicht lange, so kam eine zweite Wolke dieser Art daher, wütete und tobte vorbey, wie die erste, und wurde auch, wie jene, aus ihren Besitzungen herauskomplimentirt.

Unterdeſs brach der Abend mit Macht heran, und noch immer erschien der König nicht. Es war leicht einzusehen, daſs diese lange Zögerung durch den ihn umgebenden Pöbel verursacht würde; denn wahrscheinlich wollte er nicht, daſs dieser jauchzende Pöbel aus einander getrieben werden sollte, obwohl ihm jeder Schritt dadurch erschwert wurde.

Endlich, nachdem es schon ganz dunkel war und sich nichts mehr erkennen lieſs, sah man einen dichten, zahllosen Haufen langsam daherziehen. Es war der König mit seiner Begleitung, und dem ihn umgebenden Volk. Aber kaum un-

terschied man in der Dunkelheit, wer zu Pferde und wer zu Fufs war; denn man hatte die unglaubliche Unvorsichtigkeit, bey der eintretenden Dunkelheit weder Fackeln, noch Lichter, noch Lampen anzuzünden, und der König kam in dikker Finsternifs vor dem St. Carlstheater vorbey.

Da ich nun nichts gesehen habe, so wird man es mir vergeben, wenn ich nichts zu erzählen weifs.

Aber nicht lange nachher eröffnete sich eine andere Scene, die ganz für das Auge gemacht war. Die Tempel und andern aufgeführten Gebäude wurden erleuchtet, und was am Tage den griechischen Gottheiten geweiht zu seyn schien, das verwandelte sich die Nacht in Feenpaläste. Der Eindruck ist unglaublich, den diese Gebäude mit ihren Tausenden von Lampen machten. Sie glichen grofsen Zauberpalästen, in welchen irgend ein grofser Zauberer ein Fest beging. Auch die Strafsen und Balkons waren überall erleuchtet. Vor allen aber unterschied sich das Karthäuserkloster auf St. Elmo. Dies ungeheure Gebäude war ringsum mit zahllosen Lampen

nach den Verzierungen der Architectur sehr geschmackvoll erleuchtet, und glich einem Feenschloſs, das in der Luft schwebte. Da man in der Dunkelheit den Berg nicht sah, so schien dieser Palast in den Wolken erbauet zu seyn. Man denke sich ein solch feuriges Gebäude, das in einer Höhe von vier- bis fünfhundert Fuſs gleichsam über Neapel schwebt, und man wird fühlen, daſs die Einbildungskraft sonst nur in Feenmährchen erblickt, was man hier in der Wirklichkeit sah.

Dieser Tag würde mir einen sehr reizenden Genuſs gewährt haben, wäre die Hitze nicht so unerhört, und wäre ich dabey nicht zum Sterben krank gewesen. Inneres Leiden verscheucht jeden äuſsern Genuſs.

Auch die beyden folgenden Abende war Neapel erleuchtet, und stand gleichsam in Feuer. Der Anblick aus einer gewissen Entfernung im Meer muſs alles übertroffen haben, was man sich Prachtvolles denken kann.

Etwas für Kranke,

die

nach Neapel kommen.

Da viele Personen aus den europäischen Ländern, besonders aus den nördlich gelegenen, um ihrer Gesundheit willen nach Neapel gehen, aber, so viel mir bekannt ist, keine Verhaltungsregeln für sie bekannt sind, so kann die folgende Krankheitsgeschichte als ein kleiner Beitrag dazu dienen.

Ich bezog im Anfange des May eine neue Wohnung, in der Strafse St. Therese in Khiaja. Ohngefehr vierhundert Schritte von mir sah ich das Meer aus den Vorderzimmern, und hinten erhob sich in einer Entfernung von ohngefehr

dreyhundert Schritten der Vommero. Dicht vor mir sah ich einige groſse Gärten mit wenigen Bäumen, und jenseits derselben war nur eine Reihe Häuser zwischen mir und dem Meer. Hinter mir hatte ich ebenfalls Gärten dick mit Citronen- und Pomeranzenbäumen besetzt.

Ich bin sehr umständlich in Beschreibung der Lage, und die Gründe davon wird man künftig finden.

Man hätte glauben sollen, es lieſse sich keine gesündere Wohnung finden. Ich wohnte zwey Treppen hoch, hatte Meerluft, Landluft, und Bergluft, genoſs einen freien Zug derselben, und hatte zugleich die Mittagssonne. Demohngeachtet bemerkte ich gleich in der ersten Nacht, daſs mir die Luft nicht wohlthat, und bemerkte dies auch in der Folge. Man sagte mir, daſs dies oft in Neapel der Fall sey, daſs eine Luft, die anfangs nicht gut anschlüge, in der Folge oft desto heilsamer wäre; man müsse erst vierzig Tage abwarten, ehe man richtig von der Wirkung der Luft urtheilen könne.

Ich blieb in der neuen Wohnung. Die erste wesentliche Unbequemlichkeit, die ich empfand, war eine gewisse häufig eintretende Unverdaulichkeit, welche ich vorher nicht empfunden hatte. Bald darauf spürte ich, daſs ich bey weitem nicht so gut schlief, wie sonst, und nicht lange hernach stellte sich auch eine häufige Übelkeit, besonders nach dem Essen ein.

In dieser Zeit, am Ende des May, reiste ich nach Ischia. Die Seekrankheit griff mich heftig an, und ich schlief auch auf dieser Insel sehr unruhig. Ein Freund von mir, und ein Chirurgus in Ischia redeten mir stark zu, eine gehörige Cur anzufangen, da ich einmal in Neapel sey, und nicht allein das Clima wirken zu lassen. Ich weigerte mich, denn ich wuſste schon, daſs mit der Cur gewöhnlich auch die Krankheit beginne, und hatte eine geheime Ahndung davon; aber ich lieſs mich leider überwinden, besonders da mein Übelbefinden mich erinnerte, daſs ich Hülfe gebrauchte.

Ich nahm den insularischen Chirurgus zur Assistenz mit nach Neapel, und einer der besten

Ärzte daselbst ward consulirt. Er untersuchte meinen Zustand, meinen Körperbau, so wie meine Respiration, und erklärte, daſs mein Übel vorzüglich im Unterleibe sich befände, und in Trokkenheit der Gedärme bestünde, daſs man alles thun müsse, diese zu erweichen, auch wo möglich die Hämorrhoiden hervorzubringen, um alles von der Brust zu entfernen. Da der berühmte Doctor Reich in Berlin, mit dem ich über meine Krankheit correspondirt hatte, in dem letzten Punct derselben Meinung war, so bekam ich Zutrauen, und merkte genau auf das, was er mir vorschrieb. Dies bestand erstlich in einem lauen Bade, welches man hier das Bad *a semicupi* nennt, weil es nicht den ganzen Körper betrifft, sondern nur den Unterleib bis an die Brust, und einen Theil der Schenkel. Man setzt sich nemlich in eine kleine dazu bestimmte Badwanne, so daſs die Beine heraushängen, und der obere Theil des Körpers ebenfalls hervorragt. Dies sollte ich alle Abend nehmen, und eine Viertelstunde darin bleiben. Ferner verordnete er mir die Milchkur, die hier sehr häufig gebraucht

wird, und in nichts anderm besteht, als daſs man statt des Frühstücks und Abendbrods eine bestimmte Quantität frischer Ziegen- oder Kuhmilch genieſst.

Zu gleicher Zeit rieth er mir, die Luft zu verändern, und nach Foria zu ziehen, um mehr der Landluft als der Seeluft zu genieſsen. Aber diese Straſse liegt ganz am andern Theile der Stadt, wo ich niemanden kannte, wo ich von allen meinen Freunden wäre gänzlich abgesondert gewesen, und beynahe eine deutsche Meile bis zu ihnen hätte reisen müssen; dazu konnte ich mich unmöglich entschlieſsen.

Unterdessen begann ich die Kur, und es schien mir, als wenn das laue Bad dem Unterleibe wohlthat. Aber es schien auch nur so. Meine Schlaflosigkeit wuchs von Zeit zu Zeit, die Unverdaulichkeit wurde stärker, und eine fast beständige Übelkeit quälte mich. Ich schob die Schuld davon auf die veränderte Luft, auf das scharfe Salz des Meers, und bemühte mich um eine andere Wohnung. Zum Unglück war in der Gegend, wo ich gewohnt hatte, keine of-

fen, und zu dieser hatte ich das meiste Zutrauen, denn ihren Einfluſs auf meine Gesundheit kannte ich schon, und sie wird überdies als gesund in ganz Neapel betrachtet.

Bey diesen Nachforschungen hörte ich etwas, das mir sehr auffiel, und das meinen Lesern nicht minder auffallen wird. Aus einer Straſse nemlich, welche dicht an meine ehemalige Wohnung stieſs, lieſs man mir sagen: auf der einen Seite der Straſse wäre die Luft recht gut, auf der andern taugte sie nichts.

Dies könnte in Deutschland seltsam und ungereimt scheinen, in Neapel ist dies nicht der Fall. Hier ist wirklich oft auf eine kleine Strekke eine ganz veränderte Luft, wie ich an meinem eignen Beispiel erfahren habe; und bey diesen Häusern fand etwas statt, wodurch die obige Nachricht wahrscheinlich ward. Auf der einen Seite nemlich waren die Häuser zwey Stockwerk hoch, hatten die Hinterzimmer gegen die Morgensonne und gegen Gärten, die Vorderzimmer aber genossen der Mittags- und Abendsonne. Auf der andern Seite hatten die

Häuser nur Ein Stockwerk, hatten keine Morgen-, keine Mittagssonne, und keinen freien Durchzug. Diese und ähnliche Umstände können dergleichen Seltsamkeiten erklären.

Unterdeſs ich eine andere Wohnung suchte, verschlimmerte sich mein Übel beynahe mit jedem Tage. Die groſse Hitze trat jetzt ein, und auch sie that ihre Wirkung. Der Schlaf floh mich beynahe ganz, die Übelkeit verlieſs mich höchst selten, und war besonders des Nachmittags kaum erträglich, die Unverdaulichkeit wuchs, und ich sah mich kaum mehr ähnlich. Jetzt merkte ich, daſs mir eine falsche Kur verordnet war, und unterlieſs zuerst den Genuſs der Milch. Bald darauf unterlieſs ich auch den Gebrauch der Bäder, und zugleich fand ich eine andere Wohnung in der Gegend, wo ich zuerst gewohnt hatte.

Aber alles dies war zu spät. Mein Übel verwandelte sich in eine Art von hitzigem Fieber, das zuerst einen Tag um den andern, und sodann alle Tage kam. Ich verlohr alle Eſslust, der Wein eckelte mich an, ich genoſs in vielen Ta-

gen nicht das geringste, und vermochte kaum einige Theelöffel mit Gefrornen hinunterzubringen. Dies war am Ende des Juni.

Unterdeſs hatte ich einen andern Doctor angenommen, und von ihm hörte ich die Bestätigung dessen, was ich schon längst empfunden hatte; er sagte mir, daſs man eine ganz verkehrte Kur bey mir eingeschlagen habe, und daſs nur eine entgegengesetzte mich retten könnte. Die Milch nemlich ist hier unverdaulicher, wie an irgend einem andern Orte, und indem man mir Morgens und Abends etwas sehr Unverdauliches gab, raubte man mir zugleich durch die lauen Bäder die Kraft, demselben zu widerstehen. Denn anstatt meine Eingeweide zu stärken, wurden sie durch das Erweichende erschlafft, und zur Verdauung unfähig gemacht.

Es kam jetzt ein merkwürdiger Zeitpunkt in meinem Leben: ich glaubte, dem Tode nahe zu seyn. Das Fieber griff mich mit seiner ganzen Wut an, ich hatte nicht die mindeste Kraft mehr, demselben zu widerstehen, und da ich in vielen Tagen nichts genossen hatte, so schien es

mir, als wenn mein Magen, und mein Eingeweide gänzlich zusammengeschrumpſt wären, und sich gleichsam in eine feste Masse verwandelt hätten. Meine Empfindungen dabey waren so entsetzlich, daſs ich durchaus keine Hoffnung zum Leben schöpfen konnte. Ich schlich zwar noch zu Zeiten umher, aber in einem Zustande, gegen den die Phantasie im hitzigen Fieber Wohlthat gewesen wäre. So weit hatte mich eine unglückliche Combination der Umstände und eine falsche Kurart gebracht. Ich war vorher beynahe völlig wieder hergestellt gewesen, und befand mich jetzt am Rande des Grabes. Ein Chirurgus, der dem Arzt zum Assistenten diente, sagte mir gerade ins Gesicht: wenn ich nicht mit der äuſsersten Sorgfalt und Geschicklichkeit behandelt würde, so müſste ich nothwendig darauf gehen.

Ich fühlte dies selber, und suchte mich zu dem groſsen Schritt, den ich vor mir hatte, zuzubereiten. Mich verlangte nach einem Geistlichen; aber in ganz Neapel ist kein evangelischer Prediger, wie schon an einem andern Ort er-

wähnt ward, zu finden, und einen katholischen wollte ich nicht kommen lassen, aus Furcht, er möchte mich mit Annahme seiner Religion bestürmen, und mir die Ceremonien derselben aufdringen. Demohngeachtet sehnte ich mich sehr nach Vorbereitung, nach einer gewissen Beruhigung, so viel sie in meinen Kräften stände. Ich wollte noch gern etwas Gutes thun, und dies mit hinübernehmen. Mein Kopf war zu Zeiten frei, und ich konnte also hell über meinen Zustand nachdenken. Ich suchte daher mindestens allen Hafs, alle Feindschaft, allen Unwillen, den ich gegen irgend jemand hätte, aus meinem Herzen zu verscheuchen. Zu diesem Endzweck erinnerte ich mich an alle Beleidigungen, an alle Kränkungen, die ich von Jugend auf von meinen Nebenmenschen empfangen hatte, und vergab allen meinen Beleidigern aus vollem Herzen. Es blieb auch nicht ein Fünkchen von Feindseligkeit oder Unwillen in mir zurück; denn bey der Annäherung des Todes schwindet alles Irdische sehr klein dahin, und die bitterste Beleidigung wird gleichsam zu einem Undinge. Wo bleibt

Stand, wo Verbindungen, wo Kenntnisse, wo alle Beziehungen auf dies Leben? Was haben wir in dasselbe mitgebracht, und was können wir mit hinwegnehmen!

Dies Verbannen alles Feindseligen aus meinem Herzen war also meine Vorbereitung, und ich fand eine gewisse Beruhigung darin. Vielleicht wird jemand fragen, ob ich den Tod fürchtete? Ich sah ihn ohne Schrecken kommen, und mein Wunsch dabey war: nur bald, nur bald! Wenn es mir einfiel, daſs ich in meinen besten Jahren hinübergehen sollte, so rief ich sogleich den Gedanken in mir hervor, daſs dies vielen Millionen geschehen wäre, daſs alle Menschen vor mir gestorben wären, daſs so viele groſse und erhabene Wesen, ein Socrates, ein Rousseau, ein Friedrich II. den Tod geschmeckt hätten; warum sollte ich Unwichtiger, ich Entbehrlicher, ich Wirkungsloser mich dagegen sträuben?

Die traurigste Empfindung war dann in mir, wenn ich an mein Vaterland gedachte, an manche Pflichten, die ich noch zu erfüllen hätte, an meine Freunde; wenn ich mich erinnerte, daſs

ich nun keinen von allen wiedersehen würde, keinen zum Abschiede die Hand drücken könnte. Aber auch dies Schmerzliche würde ich durch Resignation und den Gedanken an mein Unvermögen überwunden haben. Ich wollte noch thun, noch einrichten, was ich konnte, und mich dann meinem Schicksal überlassen.

Aber noch war es nicht beschlossen, daſs die Riegel des dunkeln Thores, das sich nur zum Eingang, und nie zum Ausgange öffnet, sich vor mir aufthun sollten. Die veränderte Wohnung, eine neue Kurart, und eine eintretende Abkühlung der brennenden Luft, gaben mir etwas Linderung, und führten mich allmählich auf den Weg zum Leben zurück. Der neue Arzt fing seine Kur damit an, daſs er mir des Morgens ein Decoct von China, vermischt mit einigen Unzen Molken von Eselsmilch verordnete. Diese Molken haben die Eigenschaft, daſs sie sich in wenig Minuten verdauen, und ich bemerkte dies besonders am ersten Morgen. Des Abends um 6 Uhr muſste ich wieder ein halbes Glas Decoct von China trinken, und eine Stunde dar-

auf einen Becher mit Gefrornen, das mit Zimmt verfertigt ist, und hier *Canelle bianche* heiſst, essen. Übrigens untersagte er mir alle andere Speisen. Diese Entsagung wurde mir leicht, denn mich eckelte alles an.

Die China that eine unerwartete Wirkung. In wenigen Tagen lieſs das Fieber nach, ein wenig Schlaf stellte sich ein, und ein Schatten von Eſslust kehrte zurück. Um diese Zeit trat, gegen die Gewohnheit des neapolitanischen Clima, ein erfrischender Regen ein, und auch dieser schien mich etwas zu stärken. Der Arzt erlaubte mir den Genuſs von etwas Fleischbrühe, und einigem Obste, und sobald das Fieber sich nicht mehr spüren lieſs, muſste ich alle Abend ein ganzes Bad von süſsem Wasser nehmen, das durch hinzugegossenes warmes Wasser etwas gemildert war, um den Körper nicht zu sehr zu erschüttern. Eine Stunde vorher muſste ich die China nehmen, und eine Stunde nachher das Eis. Durch diese einfache Kur kehrten allmählich meine gesunkenen Kräfte zurück, ich konnte wieder, wiewohl mit Behutsamkeit, einige Speisen genieſsen,

und nur zu Zeiten noch kehrte Mifsbehagen und Übelkeit zurück.

Auch der Schlaf würde mich jetzt sehr gestärkt haben, wenn ich mich ihm ruhig hätte überlassen können. Aber wie viel Übel drohen dem armen Kranken zur Sommerszeit in Neapel! Der ungewöhnliche Regen, der einige Tage eintrat, hatte eine Menge kleiner Insecten hervorgebracht, die man in Deutschland gar nicht kennt, und die hier eine Geifsel für die Menschheit werden können. Sie sind ganz klein, beynahe wie die sogenannten Schnaken, ganz weifs und so leicht, dafs man sie gar nicht fühlt. Aber ihr Stich ist so brennend, dafs ein Mückenstich nicht damit verglichen werden kann, und wenn man den verletzten Ort kratzt, besonders so, dafs die Haut verwundet wird, so entsteht sogleich ein kleines Geschwür, welches schwer heilt.

Diese Insecten fielen über mich her, und quälten mich in dem Grade, dafs ich oft vor Anbruch des Tages nicht einschlafen konnte, gerade wie mitten in meiner Krankheit. Alle Mit-

tel, die ich dagegen zu erfinden suchte, waren umsonst.

Es ist wahr, dafs es sehr vieles auf der Erde giebt, wovon man nicht den kleinsten Nutzen sieht, und dessen Daseyn Quaal für die Menschheit ist. Dazu scheinen mir auch diese kleinen Insecten zu gehören, die hier am Ufer des mittelländischen Meers in der gröfsten Hitze erscheinen, den Menschen den Schlaf rauben, und bey dem ersten rauhen Lüftchen wieder verschwinden. Wenn ich diese kleinen, fast unbemerkbaren Thierchen am Tage ansah, so konnte ich mich kaum überzeugen, dafs sie so vielen Einflufs auf meine Gesundheit und mein Glück haben sollten. Der Schlaf ist so etwas Balsamisches, Stärkendes und Heilendes für den Kranken, dafs er oft mit grofsen Summen Geldes erkauft werden würde; hier rauben unmerkliche Punkte in der Schöpfung dies so unentbehrliche Labsal.

Nach vielen vergeblichen Versuchen, sie abzuhalten, liefs ich endlich mein ganzes Bette mit der sogenannten *vela per i tavani*, die man hier

eigends zu diesem Gebrauch macht, umgeben, und erkaufte, durch Erduldung von etwas mehr Hitze, Schutz vor den Stichen der Insecten.

Um allen diesen Unbequemlichkeiten zu entgehen, rathe ich jedem, der um seiner Gesundheit willen nach Neapel kömmt, und in Gegenden, wo Gärten sind, wohnt, sich wo möglich ein Schlafzimmer zu wählen, worin er die Fenster mit dünner Leinwand ausfüllen kann, so daſs zugleich der Luftzug nicht verhindert wird, und die Thür so wenig als möglich öffnen zu lassen. Durch dies kleine einfache Mittel wird er groſse Beschwerlichkeiten vermeiden.

Übrigens, glaube ich, sind die gesündesten Gegenden in Neapel die *Calate di Brancaccio*, wo ich jetzt wohne, besonders für die, denen etwas Meerluft zuträglich ist, und die andere Seite der Stadt, wo die Straſse *Foria* liegt. Neapel ist ein so fremdartiger Ort, daſs alle Erfahrung aus andern Gegenden hier nichts hilft, und daſs man gleichsam in die Jahre der Kindheit zurückkehren und von neuem zu lernen anfangen muſs.

Der

Der Arzt hatte mir zwanzig Bäder in süſsem Wasser verordnet, und zehn andere sodann in Meerwasser; aber als ich drey oder vier von den letzten genommen hatte, bemerkte ich, daſs sie meiner Brust nicht zuträglich waren, und unterlieſs sie. Einen kleinen Fieberanfall, der sich nachher noch spüren lieſs, überwand ich sogleich durch China, und überhaupt habe ich diese Arzeney hier in Neapel äuſserst wirksam für den Magen, gegen die Übelkeit, und gegen das Fieber gefunden. Sie hat mir den Glauben an Kraft officineller Arzneimittel wiedergegeben.

Übrigens giebt es eine Arzenei für mich, die mehr anschlagen würde, als alle China, und alle andere Arzenei in der Welt; aber ich kann sie nicht nehmen. Sie heiſst: Entfernung von aller Geistesarbeit einige Jahre hindurch, und so viel Anstrengung des Körpers in dieser Zeit, als ich bis jetzt meine Seele angestrengt habe. Aber das Loos eines Jeden ist gezogen; ich vermag nicht über die Umstände zu gebieten, und kehre im Frühjahre 1803 zu meinen Berufsarbeiten zurück. Ich bringe einen kleinen Schatz von Erfahrun-

gen, von Bemerkungen und Kenntnissen, die ich erst in Deutschland nützen kann, mit; gebe der Himmel, daſs ich auch einen Schatz von Gesundheit mitbringen möge, nachdem ich so vieles that, um sie mir zu erwerben.

Theatralische Nachrichten.

1) *Saulle.*

Die Vorstellungen auf den Theatern in Neapel werden oft ausgesetzt. Der Eintritt eines grofsen Festes, die Fasten, u. s. w. sind Schuld an dergleichen Unterbrechungen. Besonders haben diesmal die Opern auf dem St. Carlstheater einen langen Zwischenraum gehabt. Seit Anfang der Fastenzeit, also vom dritten März an bis zum May sind keine gegeben worden. Gewöhnlich wird sonst in der Fastenzeit eine grofse biblische Oper aufgeführt; die Abwesenheit des Hofes hat wahrscheinlich diesen Ausfall verursacht.

Dagegen hat das Theater del Fondo eine geistliche Oper unter dem Titel *Saulle* gegeben, und diese scheint die Stellvertreterin von der in

St. Carlo gewesen zu seyn, denn die meisten Sänger von diesem letzten Theater waren dazu engagirt.

Ich habe sie wiederholt mit Vergnügen gesehen, und da es das erstemal war, daſs ich ein geistliches theatralisches Stück sah, so richtete sich um so mehr meine Aufmerksamkeit darauf. Seit langer Zeit hatte ich durch mündliche und schriftliche Kritiken ein Vorurtheil gegen biblische theatralische Stücke eingesogen, und glaubte, daſs sie nicht statt finden dürften; dies Vorurtheil sollte in einem Abend einen groſsen Stoſs bekommen. Ich fand, oder ahndete vielmehr, daſs biblische Stücke einen groſsen und erhabenen Karakter an sich tragen können. Saul schien mir nichts Auſserordentliches zu leisten, aber ich fühlte mindestens dabey, daſs in diesem Fach etwas Auſserordentliches geleistet werden könnte.

Die Religion ist ohnstreitig das Erhabenste, was es auf der Erde giebt, weil es auf das gröſste in unserm Gedankensystem Bezug hat, auf Gott, auf Ewigkeit, auf eine selige Zukunft u. s. w. Wenn nun etwas auf eine würdige Art

daraus vorgestellt wird, so muſs es nothwendig Wirkung machen. Es ist etwas ganz anders, die Tempel der griechischen Götter mit ihren Gottheiten zu sehen, als den Tempel Jehovah's, wenn er von ihm mit Herrlichkeit erfüllt wird; es macht einen ganz andern Eindruck, die einfachen Geschichten der Bibel, die uns mindestens einmal in unserm Leben heilig waren, vor Augen zu haben, als die fabelhaften Bilder der Mythologie, an die man weder in den Kinderjahren, noch bey reiferem Alter geglaubt hat.

Die Wirkung einer biblischen Darstellung hat etwas ganz eignes und erschütterndes, und ich glaube, daſs die Oper, welche die stärksten Empfindungen rege machen sollte, mit der Religion in Verbindung stehen müſste.

Man hat die Erfahrung davon auf dem St. Carlstheater gemacht. Hier wurde ehemals die Leidensgeschichte Christi in einer groſsen Oper nach Metastasio gegeben, und der Eindruck davon war so heftig, daſs viele ihn nicht ertragen konnten, sondern in Thränen zerflieſsend forteilten; so mindestens hat man mir gesagt. Dem-

ohngeachtet glaube ich, daſs diese erhabene Leidensgeschichte nicht für eine theatralische Darstellung gemacht sey, und nur das Genie eines Metastasio, verbunden mit den groſsen Sängern Italiens, konnte hier siegen.

Ich kehre zum Saul zurück. Dieser Gegenstand hat ohnstreitig vieles, das ihn zu einer Oper, und selbst zu einem Schauspiel würdig macht. Die Unruhe des miſstrauischen Königs, seine Begebenheiten mit seinem Thronfolger David, seine Kriege mit den Philistern, seine Scene mit der Zauberin in Endor, sein tragischer Tod, die Freundschaft Davids mit Jonathan, alles dies kann der Handlung sehr viel Anziehendes geben, selbst wenn die Religion sich nicht darein mischt.

Die spielenden Personen in diesem Stück sind: Saul, David, seine Gattinn Abigail, die hier Micole genannt ist, Jonathan, der Hohepriester Archimelech, der Feldherr Abner, Volk, Leviten, Philister, ebräische Soldaten, die Zauberin in Endor, und der Schatten Samuels. Schon diese Personen erwecken wegen ihres biblischen

Karakters Theilnahme, und man ist begierig zu sehen, wie sie erscheinen, wie sie handeln werden. Der Dichter und der Erfinder des Kostüms haben hier beyde ein grofses Feld.

Ob beyde hier dies Feld genützt haben, will ich nicht entscheiden; eine biblische Vorstellung ist mir zu neu, um darüber mit Überzeugung urtheilen zu können.

Der Inhalt des Stücks ist aus den Büchern der Könige genommen, und der Zeitpunkt gewählt, wo Saul sich von Gott verlassen glaubt, wo er von den Philistern gedrängt wird, und den David, den Archimelech, samt seinem Volk, für Aufrührer hält. Die erste Scene stellt den innern Hof des königl. Pallasts vor, wo Micole, Jonathan, Archimelech, Leviten und Volk versammelt sind. Jonathan und Micole, die beyden Kinder Sauls beginnen den Gesang mit folgenden Worten:

Deh, mira, gran Dio,
L' afflitto Israele;
Del popol fedele
Ti move pietà.

Mi rendi lo sposo,
L' amico mi rendi,
Il padre difendi,
Che calma non a.

„Schaue, grofser Gott, auf das traurende Israel herab; dich rühre der Kummer deines treuen Volks. Gieb mir den Gatten, gieb mir den Freund wieder; schütze unsern Vater, der keine Ruhe hat.“

Sie reden darauf von dem traurigen Zustande Sauls, von seinem Hafs gegen David, von seiner Unruhe, von einem rächenden Gott, bis er selber erscheint. Seine Kinder sagen ihm, dafs sie für ihn beten, und seine Antwort ist:

E che sperate or più? Gli affanni vostri
No più non merta un padre, un re, del cielo
Giustamente dannato . . . Ohimè! Fu tempo,
Ch' era Saul l'amore
Del gran Dio d' Israele! Or più non regna
Iddio con me. Ne usurpo io stesso il trono
Malgrado suo. Maligno spirto invece
Mi persegue e spaventa. Ognor la pace
Sospiro invano, e mi risponde guerra
La terra, il Ciel! Veggio dovunqne intorno
Perigli, insidie, morte . . . Ah sì, nimici

Tutti vi temo, e tali appien vi merto.
Ecco il mio stato! ecco la vita orrenda
Di un infelice re!

„Was hoft ihr jetzt noch? Nein, euren Kummer verdient ein Vater, ein König nicht mehr, den der Himmel mit Recht verwarf . . . Ach, es gab eine Zeit, wo Saul die Liebe von Israels großsem Gott war! Jetzt herrscht er nicht mehr mit mir. Wider seinen Willen nehme ich den Thron ein. Statt seiner verfolgt und schreckt ein böser Geist mich. Vergebens seufze ich nach Frieden; Erde und Himmel kündigen mir Krieg an! Rings um mich her sehe ich Gefahr, Nachstellung, Tod . . . Ja, Feinde, ich fürchte euch alle, und kaum bin ich eurer werth. Das ist mein Zustand! dies ist das schreckliche Leben eines unglücklichen Königs!“

Man sieht, daſs er von einer sehr schwarzmelancholischen Seite dargestellt ist. Er glaubt sich von seinem Volke, von seinen Kindern von David verrathen. *Ognun m'invidia il trono, e m' insidia la vita.* Dies ist der Gedanke, der ihn quält. Umsonst versucht der Hohepriester, um-

sonst versuchen seine Kinder, ihn zu beruhigen, umsonst demüthigt sich David vor ihm, und beweist ihm die zärtlichste Liebe und Anhänglichkeit. Sein schwarzes Blut macht ihn immer von neuem miſstrauisch, und wenn David ihn eben überwunden hat, so reizt ihn Abner wieder zum Zorn und Argwohn, indem er ihm denselben als einen heimlichen Anhänger der Philister aufstellt.

Ich weiſs, sagt er, daſs einst der ungerechte Samuel deinen Knecht zu deinem Nachfolger salbte, daſs das empörte Volk deinen Arm unkriegerisch nennt, und zu deiner Schmach nur den David als Held ausruft. O bedenke, daſs David von den Philistern, die ihn aufnahmen, hieher kömmt, daſs hinter ihm die ganze Macht deines kühnen Feindes sich nahet. Und du willst dich diesem trügerischen Herzen anvertrauen?

So wird der unglückliche Saul wie auf den Wogen eines empörten Meeres herumgeworfen, und die Unruhe, von innen und auſsen angefacht, siegt immer von neuem. Aber vorzüglich erschüttern drey Dinge sein Herz, und bringen

sein Schicksal der traurigen Entscheidung näher. Ehe er die Schlacht gegen die anrückenden Philister zu beginnen wagt, beschliefst er, in den Tempel zu eilen, und die Antwort des grofsen Gottes zu vernehmen. Er giebt den Befehl zu der Feierlichkeit, und die Anstalten werden gemacht. Man erblickt das Inwendige eines Tempels mit der Stiftshütte, und der Bundeslade darunter; auf der einen Seite derselben steht ein Altar mit Rauchgefäfsen, auf der andern der grofse Leuchter. Dieser war nach dem gemacht, den man auf dem Triumphbogen des Titus in Rom auf dem Campo vaccino sieht, und gleich zu erkennen.

Auf der Bundeslade ruhte eine grofse Wolke zum Zeichen der Gegenwart Gottes. Noch andere Zierrathen waren vorhanden, die ich mir nicht mehr zurückrufen kann, und eine Menge Volks voll Andacht und Ehrfurcht machte das Tableau. Während einer passenden Symphonie trat sodann David auf, und vor ihm her die Leibwache mit dem Panier Israels. Ihm folgten Archimelech, Jonathan, Micole, Leviten u. s. w.

Der Hohepriester hielt hierauf eine Anrede an das Volk, und verkündigte demselben, daſs Gott hier das Schicksal Sauls entdecken würde.

Bald darauf erschien der König, und der Hohepriester näherte sich dem Altar, unterdeſs das Volk anbetete. Sogleich erscholl ein lauter Donner, Blitze durchkreuzten sich, und die Wolke stieg schnell von der Bundeslade empor. Alles zitterte, es entstand eine allgemeine Verwirrung, denn Jehovah hatte im Zorn geantwortet, und voll Schrecken floh das Volk.

Diese Scene machte groſse Wirkung, obwohl sie nicht mit aller der Würde, welche sie foderte, vorgestellt war. Geschähe dies, so müſste sie einen tiefen und erschütternden Eindruck zurücklassen.

Der Zorn Jehovah's schlägt den unglücklichen Saul noch mehr nieder, und er eilt, geleitet von Abner, dem zweyten erschütternden Schlage entgegen.

„In den Wäldern hier, sagt dieser verführerische Feldherr, am Fuſse des Berges Gelboa, verbirgt ein Weib sich, das mit mächtigen Zau-

bersprüchen die Schatten unter dem kalten Marmor hervorruft, und die Schicksale der Menschen enthüllt. Du, mein König, verbanntest jeden fremden Gebrauch aus deinem Reich; darum verbirgt sie ihre Zaubereien zwischen einsamen und unterirdischen Klüften. Diese können wir zu deinem Vortheil befragen."

Saul entschliefst sich dazu, und nicht lange nachher sieht man ihn in einer fürchterlichen Höhle, wo das Bildnifs der Hecate steht. Die Zauberin tritt pantomimisch und wild hervor. Sie hat einen nackenden Fufs, und in der linken Hand schwingt sie eine Fackel. Nach einigen bedeutungsvollen Gebehrden ruft sie unter heftigen Bewegungen den Entschlafenen hervor, und der Geist des alten Propheten erscheint in bleicher fürchterlicher Gestalt. Sie fragt ihn durch Zeichen um das Schicksal Sauls, er wendet sich mit drohenden Gebehrden gegen den König, und kündigt ihm den unvermeidlichen Tod an. Saul stürzt voll Entsetzen zu Boden und die Zauberin flieht eilend hinweg.

Dies ist der zweyte grofse Schlag, der den unglücklichen König trifft, und der ihn der Verzweiflung näher bringt.

„Wo flieh ich hin? ruft er. Was habe ich gesehen! Welche schreckliche Drohung! . . . Noch umgeben mich die Töne des Todes . . . Furchtbarer Schatten, höre auf, mich zu schrekken! Ich selbst, ich selbst will dir gehorchen! . . . Ach! Nur schliefse mir die Hand meiner geliebten Kinder die sterbenden Augen!"

Seine Kinder nahen sich ihm, um ihn zu trösten, und David erscheint mit der Harfe, läfst sich auf ein Knie nieder, und sucht durch schmelzende Töne seine Angst zu verscheuchen. Er singt zum Spiel der Harfe:

Pietoso Dio, che adoro,
Ché vedi i nostri affanni
La tua pietade imploro,
Rendi la pace al re!

Tu ristorar sol puoi
I nostri antichi danni;
Senti pietà di noi,
Rendi la pace al re. caet.

„Schau, erbarmender Gott, den ich anbete, auf unsere Angst; dein Mitleid flehe ich an, gieb dem Könige den Frieden! Du allein kannst unser altes Elend tilgen; habe Mitleid mit uns, gieb dem Könige den Frieden.“ Die letzten Worte sind Refrain.

Saul hört; aber plötzlich fährt er wieder auf, und will David umbringen. Sein Geist ist zerrüttet. Jetzt erscheint Abner, und verkündigt, daſs der Feind den hohen Gelboa hinaufzieht. Die Schlacht beginnt, und ein Theil davon geht auf der Bühne vor. Die Israeliten werden besiegt, sie fliehen verwirrt, und Saul unter ihnen ohne Waffen.

Dies ist der letzte und entscheidende Schlag, und diesen erträgt der unglückliche König nicht. Er reiſst Jonathan das Schwerdt aus der Hand, als wollte er sich damit vertheidigen, und eilt in sein Zelt.

Unterdeſs sammelt David das fliehende Heer Sauls von neuem, ein zweytes Treffen beginnt, und hierin siegen die Israeliten. Aber Saul kann nicht mehr Theil an der Freude des Sieges neh-

men; er hat sich in der Verzweiflung der Flucht ermordet, und man sieht ihn bald nachher bleich und blutig in seinem Zelt liegen. David erscheint darauf an der Spitze der Truppen, und wird zum Könige ausgerufen.

Ich darf nun nicht hinzusetzen, daſs diese Oper von groſser Wirkung seyn kann. Das Feierliche, das Religiöse, das Tragische, das Altisraelitische und das Biblische darin muſs nothwendig Eindruck machen. Demohngeachtet war die Wirkung auf dem Theater del Fondo nicht auſserordentlich, und das Stück wurde selbst hie und da langweilig. Aber dies lag nicht in der Sache selbst, sondern in einigen Nebenumständen. Die Darstellung war nicht präcise genug, und die Illusion wurde an mehreren Orten gröblich unterbrochen. Damit verbindet sich das ewige Singen, von dem man das wenigste versteht, und dadurch kann die beste Sache verdorben werden.

Übrigens waren die Rollen gut besetzt, und zwar meistens mit Sängern vom St. Carlstheater. Mombelli machte den Saul, und da dieser König

nichts Liebenswürdiges, sondern nur etwas Wildes und Drohendes an sich zu haben braucht, so gelang sie ihm. Den Abner machte der zweyte Sänger vom St. Carlstheater, aber dieser ist nicht vorzüglich, er mag auf einer Bühne erscheinen, auf welcher er will. David und Jonathan wurden von zwey Frauenzimmern gespielt, und zwar der letzte von der Albertini, der zweyten Sängerin auf dem St. Carlstheater.

Bey dieser Gelegenheit bemerkte ich, welchen Einfluſs die Gröſse der Bühne auf eine Stimme hat. Die Stimme der Albertini scheint in St. Carlo nur schwach zu seyn, in del Fondo war sie durchdringend hell.

Am liebenswürdigsten wurde die Rolle Davids gespielt. Die Sängerin hatte einen schönen Körper, eine schöne Stimme, und eine treffliche Pantomime. Wäre es umgekehrt gewesen, hätte Saul etwas angenehmeres in seinem Wesen gehabt, als David, das Stück würde äuſserst gelitten haben; denn das Interesse muſste sich für David erklären. Dies ward durch das liebenswürdige Spiel der Sängerin sehr befördert, und

besonders reizend erschien sie bey dem Spielen der Harfe.

Micole wurde von der ersten Sängerin in del Fondo gespielt. Sie singt mit vieler Kunst, und hat eine schöne, aber etwas zu schwache Stimme.

Diese drey Frauenzimmer wetteiferten in ihrem Spiel mit einander. Mein Gefühl entschied sich für die, welche den David machte.

Die Musik des Stücks ist von dem hiesigen Kapellmeister Andreozzi. Ich würde mich bemühen, es in mein Vaterland zu verpflanzen, wenn mich nicht das Vorurtheil, das man dort gegen geistliche Stücke hat, zurückschreckte. Dieser Widerwille hat vielleicht keinen hinlänglichen Grund, und ich warte auf das Urtheil einsichtsvoller Kunstrichter, um mich zu entscheiden.

2) *Socrate immaginario.*

Schon vor mehr als zwey tausend Jahren hat der berühmteste Weise Griechenlands das Schicksal gehabt, auf der Bühne in einem lächerlichen

Lichte aufgestellt zu werden. Aristophanes liefs seinen Witz an dem Socrates aus, und die Wolken, worin dieser erhabene Sterbliche im Angesicht von Athen als der abgeschmackteste Thor aufgestellt wird, sind dem Sachkundigen bekannt. Jetzt, nachdem die Asche des Aristophanes und des Socrates längst in den Lüften stäubt, ist in Neapel etwas ähnliches geschehen, und ein neuer Socrates auf die Bühne gebracht, wo möglich noch mit stärkern, grellern und wizzigern Zügen, als jener erste.

Als ich am Ende des Novembers 1801 nach Neapel kam, bemerkte ich unter den Anschlagzetteln der Komödien auch einen mit der Ankündigung: *Socrate immaginario, comedia per musica*, und dieser Titel fiel mir unter allen andern am meisten auf. Aber ich ward von zu vielen neuen Gegenständen bestürmt, um mein Augenmerk darauf zu richten, und ich vergafs selbst die Bühne zu besuchen, wo es gegeben wurde.

Dies in vielen Rücksichten merkwürdige Stück wurde schon vor geraumer Zeit in Neapel aufgeführt, aber auch sogleich verboten.

Jetzt mufsten sich die Umstände verändert haben; es wurde auf dem *Theatro nuovo* von neuem gegeben, und drey Monathe hintereinander aufgeführt. Es war die Wut der Neapolitaner.

Ich darf nur die Verfasser dieser Oper nennen, und man wird sich darüber nicht wundern. Der Text ist von dem berühmten Abbate Galiani, von diesem letzten grofsen Stern Italiens, und die Musik von Paisiello, dessen Talent, mindestens für Opernmusik, entschieden ist. Es verdrofs mich, als die Oper nicht mehr gegeben ward, dafs ich die Zeit versäumt hatte, sie zu sehen, besonders da mich viele auf das Satyrische und Witzige darin aufmerksam machten. Ich wurde indefs nach einiger Zeit etwas entschädigt, denn man hatte das Stück in Prosa bearbeitet, und gab es in dieser Gestalt im *Theatro Carlino.* Hier sah ich es, und bewunderte die Wirkung, die es machte, obgleich die Darstellung weit hinter ihrem Gegenstande blieb. Der Socrates schrie heftig, der Plato war äufserst roh, die Xantippe wurde von einer Schauspielerin gemacht, die gegen die Anlage der Ita-

liener weit stärker im Tragischen als im Komischen ist, und die Sophrosyne hatte durchaus nichts Liebenswürdiges an sich. Demohngeachtet erregte das Stück lebhafte Sensation, und ein beynahe fortdaurendes Lachen.

Es hat das Vorzügliche, daſs es durch grotesk-komische Züge den groſsen Haufen belustigt, und zugleich durch feines attisches Salz, so wie durch treffende Anspielungen auf ältere und neuere Zeit, auch den Gebildeten und selbst den Gelehrten ergötzt.

Während der Vorstellung desselben fiel mir unser neues Sonntagskind, unser Alte überall und nirgends, und andere tolle Produkte ähnlicher Art ein, und es that mir gleichsam in der Seele meines Vaterlandes weh, daſs man sich dort zu solchen abgeschmackten Nichtswürdigkeiten herablassen muſs, um lachen zu können, und daſs sich nicht witzige Köpfe mit guten Componisten verbinden, ihr Vaterland auch in diesem Fach auf eine edlere und belehrendere Art zu unterhalten.

Deutschland hat in Kenntnissen und Litteratur so viele Vorzüge, besonders vor Italien, hat eine so weit höhere Cultur, eine im Ganzen so weit edlere Menschenklasse, vorzüglich im nördlichen Theil desselben, und überhaupt so viel weise Einrichtungen, daſs es recht schmerzt, es in irgend einer Art zurückbleiben zu sehen. Dies geschieht ohnstreitig jetzt in den sogenannten komischen Operetten, worin man sich jeden Unsinn, jede abgeschmackte Thorheit erlaubt, um nur Lachen zu erregen.

Einige Betrachtungen darüber brachten mich auf den Gedanken, den *Socrate immaginario* für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Es boten sich mir, als ich nachher diese Unternehmung reiflicher erwog, manche Schwierigkeiten dar, besonders die Übersetzung der Verse nach Paisiello's Musik, das Schwerverständliche vieler Localumstände, das Lascive des italienischen Witzes u. s. w. Aber die Vorzüglichkeit des Stücks gab mir den Muth, den Versuch zu machen, sie zu überwinden. Vielleicht wird es mir möglich, es meinem Vaterlande darzubieten; mindestens

will ich hier eine Probe davon liefern, die ohngefehr den Ton desselben angiebt. Nur glaube man nicht, aus dieser Probe den Werth des Ganzen beurtheilen zu können. Wo die Melodie Paisiello's, wo die Action, die vorzüglich lebendig in dem Stück ist, und das Interesse des Knotens noch fehlt, da darf man auf keinen starken Eindruck hoffen.

Es beginnt damit, daſs der neue Socrates von seiner Frau aus dem Hause geprügelt wird. Er kömmt ganz gravitätisch heraus, läſst sich ruhig schlagen, und rechnet sich's zur Ehre. Sie ist auſser sich darüber, sie schmält, sie droht, ihm die Augen auszukratzen, und er antwortet ganz gelassen:

Hier sind die Augen, hier ist die Stirne,
Immer noch bleibt mir das Aug' im Gehirne;
Mit diesem dritten Auge dann
seh ich dich an.

Ihre Wut steigt, aber er bleibt in einer eisernen Kälte. Endlich fängt das Gespräch an.

Calandrin. (Der Kellermeister.) Ei, meine gnädige Herrschaft, Mann und Frau müssen sich schnell wieder aussöhnen.

Rosa. (Frau des Tammaro.) Ich weiſs es, aber wie ist es möglich? Solche Tollheiten, solche hämische Reden —

Calandrin. Ich bitt' um Vergebung; Socrates hat mit dem dritten Auge Sie nicht beleidigt. So nennt man das Auge des Geistes.

Rosa. Mein superkluger Herr Doctor, sey er so gut, und scheere er sich in den Keller, wo er hingehört.

Calandrin. Auch in die Küche, wenn Sie es befehlen.

Tammaro. Was redet ihr? Calandrin habe ich zu meinem Bibliothekar ernannt, und mein Bibliothekar muſs in der Bibliothek bibliotheciren, nicht zwischen den Küchengöttern und Penaten.

Rosa. Ich weiſs nicht, welche Tollheiten du von neuem vorbringst, aber wir wollen zur Sache kommen. Die Frage ist, ob du noch immer den unsinnigen Gedanken hast, deine Toch-

ter mit deinem Barbier, mit dem Meister Anton, zu verheirathen?

Emilie. (Tochter des Tammaro aus der ersten Ehe.) Wie? Was sagten Sie?

Rosa. Ja, Mamsell! Dein Vater will dich mit dem verrückten Barbier verheirathen.

Emilie. Ist es möglich? O dann bin ich das unglücklichste Geschöpf auf der Erde.

Rosa (zu Tammaro.) Sprich, hast du noch den tollen Gedanken?

Calandrin (heimlich zu Tammaro.) (Bleiben Sie bey Fassung, und ertragen Sie allen Schimpf. Socrates war ein Muster von Geduld; das sagt Diogenes Laertius deutlich).

Tammaro. (Und was kann der Herr Diogenes Laertius mir etwa vorwerfen?

Recit.

Laſs ich mich, ohn' ein Wort zu sagen,
Nicht spät und früh von meinem Weibe schlagen?)

Calandrin. (Gewiſs! Auch hat's die Welt erkannt,
Und Socrates den zweyten Sie genannt.)

Rosa. Wirds kein Ende? Was hast du beschlossen?

Tammaro. Höre mich, du geschwätzige Elster, und merke wohl auf! Dieser Meister Anton ist nicht mehr der Meister Anton, der er sonst war. Sieh, unter der Erde liegt die wohlriechende Trüffel verborgen, bis das unsaubre Schwein kömmt, und sie mit seinem Rüssel herauswühlt; dann wird eine Speise für Damen und groſse Herren daraus. So lag die Trüffel Meister Anton vergraben; ich war das Schwein, das ihn ausgrub. Ich nahm ihn in meine Schule, und in sieben Tagen war Meister Anton ein Philosoph.

Recit.

Warf Seif' und Messer weg, den ganzen Baderorden,
Zog eine Toga an, und ist zum Plato worden. 1)

Rosa. Aber sage mir, du unter allen Narren der Erznarr, wie willst du andre in der Philosophie unterrichten, wenn du selber nicht weiſst, was du sprichst?

Tammaro. Das ist es eben, mein Kind, darin liegt das ganze Geheimniſs. Man muſs sprechen, was man selber nicht, und was auch kein andrer versteht, dann ist man ein Philosoph.

Rosa. O dann bist du ein groſser Philosoph, wenn es der Unverstand macht —

Tammaro. Und was anders? — Wer war Socrates? Ein Ignorant, ein Erzignorant; das sagte er selber, und ich will dir's beweisen. Nie sprach er etwas aus eigenem Verstande, sondern er fragte immer, und hielt dies obendrein für schwer. Das ist ein deutliches Zeichen, daſs er ein dummer Hans war, und nichts wuſste. Ich bin ein gröſserer Philosoph, als er. Wenn ich ihn nachahmen will, so weiſs ich gleich, was ich zu fragen habe.

Rosa. Genug, kein Wort mehr! Höre mich, Tammaro —

Tammaro. Ich bitte dich, mein Kind, erschüttre mein Trommelfell nicht mit diesem gemeinen Namen! Nenne mich Socrates, und du sollst von diesem Augenblick an Xantippe heiſsen, so hieſs jenes verteufelte Weib des ersten Socrates. Du, meine Tochter, sollst dich Sophrosyne nennen, und du, Calandrin, Simia.

Rosa. Gott, gieb mir Geduld! Der Kopf steht mir schon —

Tammaro. Ich suche Griechen nur allein;

Recit.

Mein ganzes Haus soll ein Gräcismus seyn,
Und selbst mein Hund soll sich mit Kopf und Kragen
Nach griechischem Gebrauche tragen.

Rosa. Ich kann's nicht aushalten! — Tammaro, sey vernünftig, rede mir nicht so viele Tollheiten vor, laſs mir den Meister Anton weg, oder ich sage dir —

Tammaro. Liebe Xantippe, meine Tochter wird mit dem Plato vermählt, und mein Rükken steht dir zu Dienst. Ich habe mir eine philosophische Hornhaut zugelegt.

Recit.

Kein Schimpf, kein Schmälen kann mich rühren,
Und selbst den Stab kannst du ganz nach Belieben
führen. 2)

(Während des Singens geht Tammaro gravitätisch, von Calandrin begleitet, ab. Die Uebrigen sehen ihm nach.)

Zweyter Auftritt.

Rosa, Emilie, Hyppolyt, Geliebter der Emilie, ohne daſs Tammaro es weiſs, kömmt zum Vorschein.

Hyppolyt. O Gott, was habe ich gehört!

Emilie. Sind Sie hier, Hyppolyt!

Hyppolyt. Ja, meine theure Emilie; dort im Verborgenen habe ich mein Todesurtheil angehört.

Emilie. Wir sind sehr unglücklich.

Rosa. Muth, Muth, Kinder! Nur der kann uns retten.

Hyppolyt. Und welche Hoffnung bleibt uns, wenn ein Vater so fest entschlossen ist? Die Hoffnung hat mir den Rücken gewandt.

Rosa. Und ich wende mich zu ihnen, ich, die Entschlossenheit. Wissen Sie, ich liebe das Mädchen, wie meine eigene Tochter, und ich will sie nicht ins Verderben stürzen lassen.

Hyppolyt. Aber wie können Sie sich einem Vater, der das Recht für sich hat, widersetzen?

Rosa. Ich werde mich mit Hand und Mund widersetzen; und wenn alles schief geht, wenn der Himmel ganz einfällt, so weiſs ich noch ein Mittel: ich werde euch den Weg zur Flucht öffnen. Geht, heirathet euch, und kehrt zurück; dann kann sich der Barbier den Mund wischen.

Emilie. Welch ein Gedanke! Mir erstarrt das Herz dabey.

Rosa. Und was soll das heiſsen, Mamsell?

Emilie. Lieber will ich sterben, als meinen Ruf durch eine solche Handlung beflecken.

Rosa. Seht doch, das sittsame Püppchen, die keusche Penelope von Ithaka.

Hyppolyt. O schonen Sie! Die Liebe giebt mir in diesem Augenblick ein Mittel ein, Emilie zu erhalten, ohne ihren Ruf zu beflecken. Wenn sie dann nur einwilligt, die meinige zu werden.

Rosa. Ich hoffe, sie wird vernünftig seyn. Aber worin besteht Ihr Mittel?

Hyppolyt. Sie wissen, Tammaro kennt mich noch nicht; ich habe mein Glück ganz in

Ihre Hände gelegt. Darauf, und auf seine Manie für Griechenland habe ich meinen Entwurf gegründet. Ich will mich in einen Griechen verkleiden, ich will sagen, daſs ich von Athen komme, und seiner Thorheit volle Nahrung geben; sodann will ich ihn als ein Verehrer des Socrates um seine Tochter bitten. Ist Emilie damit zufrieden.

Rosa. Sie soll es seyn. Mädchen, willst du denn den verrückten Barbier heirathen? Wie schickst du dich zu diesem? Sieh nur! (Sie pflückt Blumen ab.)

Aria.

Ros' und Hyacinthe bindet
Schön vereint in einen Strauſs,
Welch ein süſses Duften windet
Aus den Blumen sich heraus!
Aber wird ein Strauſs gebunden
Von der Ros' und Tulpe hier,
Seht, so ist der Duft verschwunden.
Und der Rose schönste Zier.
Jungfer Tochter, kannst es glauben,
Willst du deinen Schmuck dir rauben,
Nimm den Meister Anton dir.

Nun, was sagst du, Mädchen?

Emilie. Ich weiſs nicht, was ich beginnen soll; ich werde auf einem unruhigen Meer herumgeworfen.

Aria.

In meinem Busen kämpfet
Die Ehrfurcht und die Liebe,
Und über diese Triebe
Entscheidet noch kein Sieg.
Oft hat der Tugend Stärke
Den schönen Sieg errungen,
Dann spricht mit hundert Zungen
Die Liebe gegen sie.

Rosa. So oder so muſs es gehen; wir wollen diesen Weg noch einschlagen, und bringt er uns nicht zum Ziel, so soll es zu Feuer und Schwerdt kommen *). (Alle ab.)

Dritter

*) Der muthwillige Italiener hat hier den Ausdruck *al taglio, e al foco,* und verbindet damit eine etwas unsaubre Zweydeutigkeit. Die Krankheit nemlich, die von Neapel und von Frankreich, vielleicht von beyden nicht mit Unrecht den Namen hat, ist hier besonders sehr häufig. Ein Zweig derselben wird auf eine seltsame, und

wie

Dritter Auftritt.

Zimmer im Hause des Tammaro. Tammaro. Calandrin.

Tammaro. Simia, rede mir nicht dawider! Du weiſst es selber, wie wichtig mir die Sache ist. Seit vierzehn Tagen bin ich in kein Bette gekommen, und immer quält mich der Gedanke, daſs meine Geschichte noch nicht gedruckt ist. Nun habe ich einen Entschluſs gefaſst: Du sollst nach Griechenland reisen.

Calandrin. Nach Griechenland?

Tammaro. Ja, mein Herr, und das gleich. Dort suche den Diogenes Laertius auf, küſs' ihm das Dintefaſs in meinem Namen, und sag' ihm, daſs er eilen mögte, mein Leben zu schreiben;

---

wie es scheint, schreckliche Art geheilt. Man öffnet nemlich die Geschwüre mit einem glühenden Eisen, und dies nennt man *venire al taglio e al foco*. In das Deutsche kann diese Zweideutigkeit nicht übergetragen werden, weil man dort, so viel mir bewuſst ist, diese Kurart nicht hat. Ich denke, der Verlust einer solchen Zweideutigkeit ist Gewinn.

auch ich will eine Rolle unter den Rollen werden, die man zu Portici abwickelt.

Calandrin. Und wo soll ich ihn finden?

Tammaro. Du kannst ihn Nachmittags um drey Viertel auf fünfe im Porticus zu Athen finden.

Recit.

Um diese Zeit, so spricht die Fame,
Zieht er daselbst mit Xenophon die Dame.

Calandrin. Aber auf einmal nach Griechenland zu reisen, ich muſs es Ihnen gestehen, theurer Socrates, das will mir nicht recht in den Kopf.

Tammaro. Bey der Göttin Ceres, du erschreckst mich. Sage mir, unweiser Simia, was treibt die Esel?

Calandrin. Der Stab.

Tammaro. Gut geantwortet! Wer aber ist der, der die Schüler zur Tugend antreibt?

Calandrin. Der Meister.

Tammaro. Vortrefflich! Da nun der Meister und der Stab hier einerley sind, wer sind denn die Schüler?

Calandrin. Die Esel.

Tammaro. Folglich mufst du abreisen. Wenn ich der Meister oder der Stab bin, bist du nicht der Esel?

Calandrin. Ich bin überzeugt, ich gehorche.

Tammaro. Simia, mein Bibliothekar, hast du bemerkt, dafs ich dich durch Fragen überführt habe?

Recit.

Sag' an, wer will dawider seyn,
Der zweyte Socrates sey ich in Fleisch und Bein?

Calandrin. Niemand kann es leugnen.

Tammaro. Und doch thut's Xantippe, mein Weib, und nennt mich Tammaro. Aber was willst du? Uns Socraten geht es nicht anders; wir haben immer böse Weiber.

Calandrin. Beym Hercules, das ist wahr! Was hat nicht jener erste Socrates um seiner Tochter willen gelitten? Schmähungen, Schimpf, Verachtung . . .

Tammaro. Prügel . . .

Calandrin. Von Prügeln redet nun eigentlich Diogenes Laertius nicht.

Tammaro. So soll er in meinem Leben davon reden.

Calandrin. Das sagt er wohl, daſs seine Frau eines Tages in einem Anfall von ihrer bösen Laune ihrem Mann ein Nachtgeschirr über den Kopf goſs.

Tammaro. Ein Nachtgeschirr? Ist das gewiſs? Ja, ich erinnere mich. Heute soll Xantippe mir vier und zwanzig über den Kopf gieſsen.

Recit.

Neapel soll zu meiner Ehre sehen
Mich ganz in Wasser untergehen.

Calandrin. Ich werde also meine Reise aufschieben, bis die Sache geschehen ist, um dem Diogenes Laertius sogleich Nachricht davon zu geben.

Tammaro. Nein, ich will nicht, daſs meine Lebensbeschreibung Verzug leide. Reise jezt ab!

Recit.

Und wird mir dann das Bad des Socrates beschieden,
So schreib' ich's dir; zieh hin in Frieden!

Calandrin. (Ich soll also abreisen, ohne meine geliebte Cilla zu sehen? Das Ding wird mir doch zu arg.)

Tammaro. Simia, was murmelst du da?

Calandrin. Ich dachte nur, wie viel Geld Sie mir würden zur Reise mitgeben müssen.

Tammaro. Geld? Was redest du?

Recit.

Im Reich der Weisheit ist der Ausdruck Ketzerei,
Denn nackt und blos ist die Philosophei.

Calandrin. Allein was soll ich denn auf meiner Wandrung essen?
Den Punkt, den darf man nicht vergessen.

Tammaro. Am Eichbaum wächset Frucht, der Bach ist hell und rein.

Calandrin. Dagegen wendet sich nichts ein,
Doch Menschen essen Fleisch, und Eicheln ifst das Schwein.

Tammaro. Kein Wort weiter! Schweig und gehorche! Du mufst gleich abreisen! —

Simia. umarme mich! (Sie umarmen sich.) Lebe wohl!

Calandrin. Leben Sie wohl! (Theure Cilla, lebe wohl!)

Aria.

(Ach, das Herz will mir zerspringen.
Cilla, dies hier ist mein Grab.
Ich mufs reisen Gieb, o Himmel,
Sein Begehren diesem Lümmel!
Jeder schreie: Prügel, Prügel!
Und der Stab bekomme Flügel
Wohl den Rücken auf und ab.
Dann giebt die Geschicht' ihr Siegel
Seinem Ruhme durch den Stab.)

Ja, mein Herr, ich schluchze bittes.
So jag' ich das Ungewitter
Aus dem bangen Herzen fort,
Und die Ruhe lafs' ich dort. (ab.)

Vierter Auftritt.

Tammaro allein.

Tammaro. Hier in deinem einsamen Zimmer überlege reiflich, Socrates, wie Xantippe dir heute noch jenen Regen nach dem Donnerwetter über den Kopf giefsen, und dich unsterblich

machen könne. Was fehlt mir zum Socrates weiter? Ich habe die griechische Weisheit eingesogen, ich habe Schüler, die sie von meinen Lippen schlürfen, Plato ist mein Freund, und Diogenes Laertius wird meinen Lebenslauf schreiben. O glorreiches Nachtgeschirr, wenn wirst du mich beglücken!

Aber ich muſs auf die Weisheit sinnen, die ich meinen Schülern vortragen will. Die Bestien können mir auf meine Fragen nicht antworten, und ich muſs selber reden. Wovon werde ich reden? Wovon spricht ein Socrates? Wodurch wird man berühmt? Ich weiſs es. Der Weg zum Ruhm ist, dunkel zu seyn. Ich will es werden; ich will es dahin bringen, daſs niemand versteht, nicht, was er spricht, nicht, was er hört. Wie groſs wird mein Ruhm seyn!

Fünfter Auftritt.

Calandrin schnell zurückkommend, und hinter ihm Meister Antonio in einer Toga mit seiner Tochter Cilla. Tammaro.

Calandrin. Lustig, lustig! Plato ist mit seiner Tochter angekommen. (Sie treten ein.)

Tammaro. O mein Plato! Reiche Quelle, aus der die Weisen schöpfen.

Antonio. O mein Socrates, ich bin nur das Mundstück von deinen Wasserleitungen; du hast sie mit dem Reichthum der Quelle angefüllt. Meine Tochter Aspasia, geh, und küfs' dem Socrates die Hand!

Cilla. Nur die Hand?

Antonio. Und was willst du ihm denn küssen?

Cilla. Was weifs ich? Papa, mit meiner Grofsmutter küfs ich mich immer auf den Mund.

Antonio. Aber mit einer Mannsperson schickt sich das nicht, närrisches Ding!

Cilla. Warum nicht?

Tammaro. Reizende Unschuld, die mich bezaubert!

Antonio. Socrates, lafs uns jetzt zur Sache kommen! Ich habe deinen Befehl erfüllt, ich bin in der Grotte, die du kennst, gewesen, um das Orakel zu befragen, wer der gröfste Weise in Griechenland wäre? Aber weifst du, was mir geschehen ist? Einige Viehhirten haben

mir gesagt, sie wären die Priester des Gottes Apollo; darauf haben sie mir die Hunde auf den Hals gehetzt, und mich sodann ein wenig gesteinigt.

Tammaro. Das haben sie in der Begeisterung gethan, in der Wut, die vom Dreifuſs zu Delphos ausgeht.

Recit.

Von Priesterinnen ward auch Orpheus einst zerrissen;
So haben Priester hier mit Steinen dich geschmissen.

Antonio. Endlich hat mir der Hauptsteiniger, oder der Hauptpriester im Namen des groſsen Gottes den Orakelspruch gesagt, und hier hat er ihn mit Kohlen aufgeschrieben. (Zieht ein altes Stück Papier hervor.)

Tammaro. Welch ein beschmuztes Papier!

Antonio. Ich glaube dir's! Wenn die Priester vier Stück alten Käse darin eingewickelt hatten!

Tammaro. Käse? Was sagst du? Aber warum nicht?

Recit.

Die Käse sind von Gott Apollo's Hand,
Da er bey dem Admet als Knecht im Dienste stand;

Er warf die Leyer weg, der holden Tonkunst Mutter,
Ergriff den Hirtenstab, und machte Käs' und Butter.'

Antonio. Groſs ist, o Socrates, was itzt dein Geist erdacht;
Die Käse hat Apoll mit eigner Hand gemacht.

Tammaro. Aber lies! Ich bin begierig, den Orakelspruch zu hören.

Antonio. Ja, wenn ichs lesen könnte! Sieh nur, was das für eine Klaue ist!

Tammaro. Es ist die Hand der Begeisterung, die von der Gottheit erfüllt war. Lesen wir zusammen! (lesen.)

Sa, che sa, se sa, chi sa,
Che se sa, se sa, chi sa,
Wer es weiſs, daſs er nichts weiſs,
Der weiſs mehr, als wer's nicht weiſs.

Tammaro. Potz Blitz, in diesem Orakel ist das Hundegehetz und der Steinregen ausgedrückt. Siehst du, was in einem Orakelspruch steckt?

Antonio. Du kannst denken, wie sie mich zugerichtet haben. (Sie lesen und sprechen darüber.)

Calandrin (zu Cilla.) Du bist mir also gut, liebes Mädchen?

Cilla. Und wie? Ich bin meiner Katze Mugnello so gut, und du siehst gerade so aus, wie sie. Laſs einmal sehen! (betrachtet ihn.)

Calandrin. Das verdank' ich meiner Frau Mutter. Du machst mir ein ganz artiges Compliment.

Tammaro. In diesem Papier ist noch ein anderes Geheimniſs verborgen, ein groſses Geheimniſs; aber das will Überlegung, und wir wollen es künftig zu erforschen suchen. Du, mein Plato, bleibe bey mir, ich habe mit dir zu reden. Du, Simia, führe Aspasia in ihre Zimmer!

Calandrin. Komm, Aspasia!

Cilla. Ich komme — aber Meister Socrates, ich hätte wohl eine Bitte —

Tammaro. Fodre, schöne Aspasia!

Cilla. Ich schäme mich — Ich wollte mir eine Puppe machen, so eine Docke, einen Hansemann, und dazu brauche ich einen alten

Hader — verstehen Sie mich — ich habe so mein Vergnügen —

Tammaro. Einen alten Hader? Du sollst ihn haben, Aspasia!

Cilla. O herrlich! Ich empfehle mich. Papa, wollen Sie noch was von mir?

Antonio. Mehr Kopf, mehr Kopf, meine Tochter! (Calandrin und Cilla ab.)

Sechster Auftritt.

Tammaro. Antonio.

Tammaro. Ein liebes, liebes Mädchen! Aber setze dich, Plato, und thue die Ohren weit auf; ich will Schule halten. (Sie setzen sich.)

Antonio. Hebe an!

Tammaro. Sage mir, wer sind die Bürger?

Antonio. Schweine.

Tammaro. Ei, ich rede nicht von den Bürgern zu Sorrento, von Menschen rede ich. 3)

Antonio. Nimms nicht übel, ich habe dich nicht recht verstanden.

Tammaro. Weiter! Wodurch besteht das Vaterland?

Antonio. Durch List und Trug.

Tammaro. Zum Teufel, ich frage das nicht!

Antonio. Aber du weiſst ja, daſs man sich durch Lügen und Trügen, und allerhand Spitzbübereien durchhilft.

Tammaro. Davon wollte ich jetzt nicht sprechen.

Antonio. Aber wie du mich mit deinen Reden auch ganz konfus machst! Sprich mit mir, ohne mich zu fragen.

Tammaro. Der weise Socrates fragte immer, und du wirst bald erfahren, wohin meine Fragen führen; jetzt will ich mich bestimmter erklären: Die Bürger sind Söhne des Vaterlandes, und dies besteht in den Söhnen der Söhne, gebohren von den Söhnen seiner Söhne. Ich bin Bürger, deshalb bin ich meinem Vaterlande Söhne schuldig; ich bin durch dasselbe da, und durch mich ist dasselbe da.

Antonio. Es lebe Socrates hoch! Ich verstehe nun wohl nicht, was du sprichst, aber es ist vortrefflich.

Tammaro. Ich denke es; darin besteht die höchste Weisheit, wenn sie niemand versteht. Aber nun merke wohl auf, wohin ich durch alle meine Fragen komme. Sage mir, wie hält es deine Tochter mit dem männlichen Geschlecht?

Antonio. Sie wirft so zu Zeiten ein Auge darauf.

Tammaro. Gut, ich werde sie heirathen. Ich bin meinem Vaterlande Söhne schuldig, und ich will als Bürger meine Pflicht erfüllen.

Antonio. Aber hast du nicht schon ein Weib?

Tammaro. Socrates hatte zwey.

Antonio. Wenn das ist, Glück zu, und Glück auf, und fetten Speck in die Erbsen!

Tammaro. Jetzt gehe ich zu meinem Hauptweibe, um von dieser wichtigen Sache mit ihr zu sprechen. Du kannst mich hier erwarten.

Antonio. Fahre wohl.

Tammaro. O glücklicher Socrates, was fehlt dir jetzt noch? Nichts, als Aspasia, und das Nachtgeschirr.

Recit.

Xantippe muſs mich, wie du weiſst, begieſsen. (ab.)

Antonio. O diese Mühe wird Xantippe nicht verdrieſsen.

Siebenter Auftritt.

Antonio allein. Hernach Emilie mit einem Bedienten, sodann Rosa und Hyppolyt als ein Grieche gekleidet.

Antonio. Es ist wahr, Socrates ist ein groſser Mann; aber Plato darf sich auch nicht verkriechen. Fünfmal habe ich den Merkur von Frankreich durchgelesen, und nun, denke ich, habe ich Weisheit genug im Leibe.

Emilie (die mit dem Bedienten auftritt.) Du, verbirg dich hier in einem Winkel, und wenn ich dir ein Zeichen gebe, so überreiche meinem Vater diesen Brief. (Bedienter ab.) Ich habe meine Pflichten als Tochter, und ich will sie erfüllen. Mein Vater war sonst ein vernünftiger und edler Mann; ich darf ihn im Unglück nicht verlassen.

(Rosa und Hyppolyt treten auf, unterdeſs Antonio im Hintergrunde steht.)

Hyppolyt. Emilie, hier ist Ihr Grieche.

Emilie. O Hyppolyt, vermehren Sie meinen Kummer nicht! Fodern Sie mich von meinem Vater, aber ohne Betrug, ohne Verstellung.

Rosa. Mädchen, du hast dir's in den Kopf gesetzt, heute noch meine Hand zu fühlen.

Emilie. Aber meine Mutter —

Rosa. Schweig, und predige nicht mehr, oder —

Emilie. (Ich will schweigen, aber mein Brief wird reden, und meine Pflicht erfüllen.)

Antonio (der etwas vortritt.) (Götter der Unterwelt, da ist meine Lais, meine Sappho, meine Göttin. Ich muſs mich an sie machen.)

Hyppolyt. (Da ist ja Meister Anton.)

Rosa. (Dieser Schurke? Den will ich zurechtführen.)

Antonio. Seyd gegrüſst, schöne Griechinnen, und lasse Zevs vom Himmel Perlen auf euch herabregnen, jede ein Pfund schwer.

Rosa und Hyppolyt. Ha, ha, ha, ha!

Antonio. Wie? Man lacht mir ins Gesicht? Das ist eine Beschimpfung.

Rosa und Hyppolyt. Ha, ha, ha, ha!

Antonio. Noch einmal? Was untersteht man sich?

Rosa. O Himmel! Ich muſs ersticken. (lacht mit Hyppolyt aus allen Kräften.)

Antonio. O Hercules, und Pluto, und all' ihr Götter im Pantheon! Glaubt ihr, daſs ich eine Pagode bin, die man auf den Camin setzt und auslacht?

Hyppolyt. Und wer bist denn du?

Antonio. Plato.

Rosa. Wer?

Antonio. Plato! Wiſst ihr nicht, Plato der Philosoph?

Rosa. Du ein Philosoph?

Antonio. Ja, ich!

Rosa. Und worin besteht denn deine Philosophie?

Antonio. Was weiſs ich? Ich müſste euch was vorlügen. Fragt den Socrates, der weiſs es.

Hyppolyt. Freund, du scheinst mir vor lauter Philosophie ein Narr geworden zu seyn.

Rosa. Mein Herr Philosoph aus der Baderstube, sey er hübsch vernünftig, wenn er bey honetten Leuten ist, sonst werde ich ihm zeigen, wo er hingehört.

Antonio. O Cybele, Mutter der Götter, o Zeus, Kronion, Allvater! einem griechischen Weisen so zu begegnen! Das schreiet zum Olymp empor.

Hyppolyt und Rosa (lachen laut.)

Antonio. Und ihr lacht immer fort?

Recit.

O wüſste man's im schönen Griechenlande;
Dies hier gereicht Corinth, und selbst Athen zur Schande!

Rosa. Die Schande für Athen soll bald noch mehr sich schärfen,
Ich werde dich sogleich hinaus zum Hause werfen.
(lacht ihm mit Hyppolyt ins Gesicht.)

Aria.

Antonio. Was heiſst das? Und was gafft man?
Ihr lacht ins Antlitz mir?
Bin ich etwa ein Kraftmann,
Gemacht von Löschpapier?
Potz Wetter, ich bin Philosoph,
Und jetzt mit Wut und Toben,

Geladen wohl bis oben,
Gleich einem Feuermörser,
Bald bricht der Knall hervor.
Dann mögt ihr Spötter sehen,
Was es für Folgen bringet;
Solch einen Spafs verstehen,
Kann auch ein Plato nicht.

Recit.

Allein ein Plato mufs sich auch als Weiser zeigen,
Ich eile fort, dem Unglück vorzubeugen. (ab.)

Achter Auftritt.

Rosa. Emilie. Hyppolyt.

Rosa. Kann man einen gröfsern Narren finden, als diesen Menschen?

Hyppolyt. Nein, warlich nicht! Und dieser ist mein Nebenbuhler. Welch eine Rolle mufs ich spielen!

Rosa. Stille! Ich sehe meinen Mann kommen. Machen Sie nur zuerst ihre Sache mit ihm ab; wir wollen uns hier so lange verstecken.

Emilie. Aber warum soll mein Vater so betrogen werden?

Rosa. Nicht so viel Einwendungen, Jungfer Wahrheit! Meine Hände jucken mir schon.

Hyppolyt. O meine Emilie, nicht zu zart, nicht zu gewissenhaft!

Neunter Auftritt.

Rosa und Emilie versteckt, Hyppolyt im Hintergrunde. Tammaro.

Tammaro. Verteufelte Xantippe! Gerade wenn ich sie suche, ist sie nirgends; sonst überall. Wie ist mir das Herz so voll! Ich denke an nichts, als an die zukünftigen Söhne, an das Nachtgeschirr, und an die Heirath Plato's mit Sophrosynen. Aber wo ist denn Plato geblieben? (Sieht sich um und erblickt den Hyppolyt)

Hyppolyt. Socrates, Zierde der Menschen! Democrates entbietet dir seinen Grufs.

Tammaro. Und wer bist du?

Hyppolyt. Ein Grieche, Verehrer deines grofsen Namens.

Tammaro. Ein Grieche? Sie ein Grieche?

Hyppolyt. Ich ward in Athen gebohren.

Tammaro. Ein Grieche von Athen? O mein hochzuverehrender Herr, welch Glück geniefse ich! Umarmen wir uns! Für Athen

würde ich mich aufhängen lassen . . . Sie wissen also von mir?

Hyppolyt. Von Ihrem erhabnen Namen hallt ganz Athen wieder.

Tammaro. Athen? (Ach, wo bist du jetzt, besessene Xantippe, daſs du nicht hörst, wie Athen wiederhallt! Die Thörin, die Erzthörin!) Mein Herr Grieche, kann ich Ihnen mit irgend etwas dienen?

Hyppolyt. Ich begehre von dem erhabenen Socrates nichts, als daſs er einige Seltenheiten Griechenlands von mir zum Geschenk annehme.

Tammaro. O mein Herr, wie kann ich —

Hyppolyt. Zuerst überreiche ich Ihnen in diesem Kästchen zwey einbalsamirte Fledermäuse von Athen.

Tammaro. Zwey Fledermäuse von Athen? Hochzuverehrender Herr, wie soll ich mich je dankbar gegen ein so erhabenes Geschenk beweisen!

Hyppolyt. Ich bitte sehr, es sind Kleinigkeiten.

Tammaro. Kleinigkeiten? Ich nenne dies einen Schatz. Zwey Fledermäuse von Athen, das ist was grofses.

Hyppolyt Diese drey Flaschen sind angefüllt mit Wasser aus den drey Flüssen, die in Griechenland so berühmt sind, aus dem grofsen Mäander, dem Simois, und dem Xanthus; diese gehören Ihnen.

Tammaro. Mir? Ich bin vor Verwirrung und Freude aufser mir.

Hyppolyt. Ich bitte noch einmal, es sind Kleinigkeiten.

Tammaro. Und Sie nennen drey Flüsse Kleinigkeiten? Dies ist ein Geschenk, das in die Hände des römischen Kaisers Caracalla gelegt werden kann.

Hyppolyt. Diese Blumen hier sind von dem Berge Hymettus; sie sind es, aus welchen die griechischen Bienen den köstlichen Honig bereiten, und aus denen sie ihn einst in den Mund des schlafenden Plato trugen. 4)

Tammaro. Hoch- und Wohlgebohrner

Herr, Sie machen mich zu dem glücklichsten Sterblichen. (besieht und bewundert die Geschenke.)

Hyppolyt. (Ich möchte bersten vor lachen.)

Emilie. (Ich kann es nicht länger aushalten.)

Rosa. (Sey ruhig, oder —)

Emilie. (Soll ich denn alle Achtung gegen meinen Vater verliehren? Das hoffen Sie nie.) Mein Vater!

Tammaro. Ei, seyd ihr hier? Sophrosyne, Xantippe, freut euch, wir haben einen Schatz! (Apropos, sage mir, sind die Nachttöpfe voll?)

Rosa. (Schweinygel, wornach fragst du mich?)

Tammaro. (Ja, Madam, Sie sollen mir einen über den Kopf giefsen; aber genug für jetzt! Wir werden weiter davon reden.) Vergeben Sie, mein Herr Grieche!

Hyppolyt. O ich bitte, lassen Sie sich nicht stören!

(Der Bediente übergiebt dem Tammaro Emiliens Brief.)

Emilie. (Himmel, steh mir bey, der Augenblick ist da.)

Tammaro. Da erhalte ich einen Brief. Wer sendet ihn? Vielleicht gab ihn dir mein Bibliothekar? Nicht doch! Ich weiſs schon, wer schreibt. Es ist Plutarch, der mir über gewisse Angelegenheiten berichtet.

Rosa. Gieb mir den Brief, ich will ihn lesen.

Tammaro. Ha, ha, ha! O ihr Götter! Welch eine Thörin! Ein Brief vom Herrn Plutarch, ein Brief in griechischer Sprache ist keine Speise für einen blinden Maulwurf in Neapel. Lesen Sie, würdiger Spröſsling aus Athen! (giebt Hyppolyt den Brief.)

Rosa. Aber wenn die Aufschrift an dich in italienischer Sprache ist.

Tammaro. Was italienisch! Der Brief ist geschrieben mit Alpha, Bita, Zita, Jota.

Hyppolyt. Verzeihen Sie, er ist geschrieben, wie die Madam sagt.

Tammaro. Mit *a b c*?

Hyppolyt. So ist's.

Tammaro. Ich schlieſse also, daſs es eine

Übersetzung ist von einem Übersetzer aus dem funfzehnten Jahrhundert.

Rosa. Kann ich ihn also lesen?

Tammaro. Nein, Madam, sage ich!

Rosa. Und ich sage, ja, mein Herr!

Hyppolyt. Wir wollen alle befriedigen, wir wollen ihn zusammen lesen. „Dieser aufrichtige Brief — hm, hm“

Rosa. „Eine Tochter voll kindlicher Liebe.“

Tammaro. „Kann ihr Herz nicht beruhigen.“

Rosa. Was ist das? Gieb mir den Brief! (will ihn nehmen, aber Tammaro reifst ihn wieder zu sich.)

Hyppolyt (zu Emilie. Um Gotteswillen, was haben Sie gemacht?)

Rosa. (Mädchen, bist du rasend?)

Emilie. (Ich kann, ich darf diesen Betrug nicht verhehlen!)

Hyppolyt. (Mein Gott, was haben Sie denn geschrieben?)

Tammaro. Was bedeutet das? „Eine blinde Liebe, die in verstellter Tracht kömmt, ein

verkleideter Grieche?“ — O entweihtes Athen, o gelästertes Heiligthum der Griechen!

Hyppolyt. Grausame Emilie, ist dies Ihre Treue?

Rosa. Mädchen, unverschämtes Geschöpf, ich bringe dich um!

Emilie. Thun Sie es, aber fodern Sie nicht, daſs ich meinen Vater verlassen soll!

Tammaro. O mein Plato, meine Aspasia, mein Simia, wenn ihr es wüſstet! — Alles, was atheniensisches Blut hat, wird gen Himmel schreien.

Rosa. Laſs es schreien! Der griechische Himmel wird davon nicht einfallen.

Recit.

Tammaro. O böse Welt, muſs selbst von seinen Höhen
Ein Socrates verlacht sich sehen?

Rosa. Gieb dich zufrieden, lieber Mann!
Ein Socrates ist nur, wer alles tragen kann.
Vom Aristophanes läſst er sich gern verlachen;
Der Stab und Nachttopf kann nicht blos den Weisen machen.

Darum zeige dich auch jetzt als Socrates. Wo bleibt sonst die Ähnlichkeit?

Tammaro. Du hast Recht.

Recit.

Ich will ein Weiser seyn, ein Puderkopf, ein Stock;
Doch söhnt die Götter aus, und opfert einen Bock!

(ab.)

Rosa (zu Emilien.) Geh aus meinen Augen, du boshaftes Mädchen! Fort! Gleich, sag' ich dir, gleich auf dein Zimmer! Ich will dich lehren, geheime Briefe zu schreiben. (Emilie ab.) Bleiben Sie bey uns, Hyppolyt! ich gehe, die Sache wieder einzulenken. (ab.)

Zehnter Auftritt.

Hyppolyt allein.

Ein Ungewitter stieg an meinem Himmel herauf; ich wollte es verscheuchen, und habe es näher herbeygezogen. Die Liebe, die schon so viele unglücklich gemacht hat, ach, sie wird auch mich unglücklich machen.

Aria.

Ihr meine bangen Thränen,
Ihr Seufzer meiner Brust,

Erzählt mein heifses Sehnen,
Bejammert den Verlust.
Allein was hilft mein Klagen,
Mein Weinen, und mein Schmerz?
Es dringet mein Verzagen
Nicht an ihr Felsenherz.
Sah sie denn von Medusen
Das grause Schlangenhaupt?
Und ist ihr Marmorbusen
Des Mitleids ganz beraubt? (ab.)

Eilfter Auftritt.

Rosa von einer andern Seite, hernach Tammaro.

Rosa. Ich weifs nicht, wo ich bin, nicht, wo mir der Kopf steht. Die tolle Emilie, ich möchte sie mit Füfsen treten. Da kömmt mein Mann; ich will ihm aus dem Wege gehen.

Tammaro. Wohin, wohin? Ich habe mit dir zu reden.

Rosa. (Gut! Ich will einmal gelinde Saiten aufspannen, vielleicht hilft das!) Was willst du?

Tammaro. Setze dich und höre, wie ich gesonnen bin, mich um mein Vaterland verdient zu machen.

Rosa. Socrates ist immer ein würdiger Mann gewesen, und ich oft eine böse Hausfrau. Ich habe ihn zuweilen mit Unrecht geprügelt; aber von jetzt an will ich mit ihm Ein Herz und Eine Seele seyn.

Tammaro. Ei, mein liebes Weibchen, das ist es eben, was ich nicht will. Ohne dein Toben und Wüten würde meine Tugend verwildern; darum bitte ich dich, mein Herz, prügle mich, wie ein Vieh!

Rosa. Nein, mein lieber Mann, das wird nie wieder geschehen; eher hast du das Recht, wenn ich dir Ursache gebe, mich zu schlagen.

Tammaro. Ei, mein Schatz, hätte mir Socrates nur ein Beispiel dieser Art gelassen, ich hätte dir längst alle Rippen entzwey geschlagen; aber was soll ich machen, mein Kind? Das Beispiel fehlt.

Rosa. (Ja, rühre mich nur an, du Spitzbube! Du sollst sehen, wie ich dich auf den Kopf stellen will!)

Tammaro. Laſs uns jetzt zur Sache kommen. Um mich um das Vaterland verdient zu

machen, rathe Xantippe, was ich zu thun entschlossen bin?

Rosa. Ei, wie kann ich das rathen!

Tammaro. Rathe!

Rosa. Zum Henker, spanne mich nicht länger auf die Folter! Rede!

Tammaro. Vernimm und staune! Ich will mir ein andres Weib nehmen.

Rosa. Eher soll dich — Schurke, was redest du? Hofst du, daſs ich sterben soll?

Tammaro. Nein, mein Engel, du irrst dich. Socrates der Erste hatte zu Einer Zeit zwey Weiber, und zwey will auch ich haben. Jene hier auf dieser Seite, und du auf der andern. Bin ich nicht reich genug, das Gewicht von zwey Weibern zu ertragen?

R e c i t.

Ich habe, was es braucht, zwey Weiber zu erhalten,
Kraft, Reichthum und Geduld, und laſs den Himmel walten.

Rosa. (Ich weiſs nicht mehr, was ich mit diesem Narren machen soll. Prügel, Schmähungen, nichts rührt ihn mehr. Ich will noch den

Weg der Eifersucht versuchen; wer weiſs —) Du bist also schon entschlossen?

Tammaro. Fest entschlossen!

Rosa. Und wer wird die neue Gemahlin seyn?

Tammaro. Aspasia, die Tochter des Plato.

Rosa. (Mit dieser Närrin soll ich zusammengepaart werden?) Gut! Wenn du dir noch ein Weib nehmen willst, so weiſs auch ich, was ich zu thun habe: ich will mir noch einen Mann nehmen. Auch ich will mich um mein Vaterland verdient machen.

Tammaro. Aber mit welchen Söhnen? Das ist der Hauptpunkt! Wenn du Griechen erzeugen könntest! — Und wer wird der neue Gemahl seyn?

Rosa. Sieh, da kömmt er eben.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Hyppolyt.

Tammaro. Ei, vortrefflich, der Herr Grieche mit den beiden einbalsamirten Fledermäusen!

Rosa. Ja, dieser soll mein Gemahl seyn. Hyppolyt, geben Sie mir die Hand!

Hyppolyt. (Sagen Sie mir, was bedeutet das?)

Rosa. (Sie sollen alles erfahren; helfen Sie mir nur jetzt!) Nun, mein Herr Philosoph, sagen Sie nichts? Gefällt Ihnen diese meine Verheirathung nicht? Zwey Männer will auch ich zu derselben Zeit, einen auf dieser Seite, und du auf jener. Bin ich nicht auch reich genug?

Recit.

Ich habe, was es braucht, zwey Männer zu erhalten:
Den Muth, und die Geduld, und laſs den Himmel walten.

Tammaro. Weibchen, wenn willst du Hochzeit machen?

Rosa. (Vermaledeiter Eisklumpen! Auch die Eifersucht rührt ihn nicht mehr.)

Hyppolyt. (Ich begreife nicht, wo das hinaus will.)

Rosa. Im Schauspiel, bey Festins, auf Spaziergängen wirst du mich mit meinem Hyppolyt an der Seite sehen.

Tammaro.

Tammaro. Warum nicht, mein Kind? Es sind jetzt so viele Männer mit socratischer Geduld ausgerüstet.

Rosa. O Hyppolyt, wie glücklich wollen wir zusammen leben! Sie sollen mein Trost, meine Freude seyn. Versiegeln wir gleich unsere Liebe durch einen Kuſs! (Sie umarmen sich.)

Tammaro. Ha, ha, ha! Sie kann die Zeit bis nach der Hochzeit nicht abwarten. Das wird feurige Söhne geben, wenn die Liebe so fortdauert.

Rosa. (Ich möchte den hölzernen Schurken ins Gesicht schlagen; aber ich will mich zwingen.) Geliebter meiner Seele, von jetzt an werde ich das Glück des Lebens erst kennen lernen, von jetzt an erst schmecken, was wahre, innige Liebe sey. (liebkost ihn.)

Tammaro (geht gravitätisch auf und nieder.) Erhabner Socrates, welcher Sterbliche kömmt dir gleich? Dies alles schaut dein Auge, und in deiner Seele bleibt die Ruhe unerschüttert. Dein Ruhm verdient zu den Sternen zu dringen. Liebkose, Weibchen, liebkose deinen neuen Aus-

erwählten; du giebst meiner Tugend den höchsten Glanz.

Rosa. (Der wahnsinnige, der unverschämte Thor!) Ich weiſs meinem Gefühl keinen Namen zu geben, theurer Hyppolyt; Worte drükken es nicht genug aus. Ich will es mit Gesang vermählen, und Ihnen ein Lied aus der tiefen Empfindung meines Herzens singen. (singt verliebt gegen Hyppolyt.)

Aria.

Holder, reizender Adonis,
Unsers Busens heiſse Flammen
Fügt der Liebesgott zusammen,
Ewig sey der Liebe Bund.

Unter Freuden, unter Scherzen
Soll das Leben uns verflieſsen;
Jeder Morgen soll uns grüſsen
Als das liebevollste Paar.

Und mit umgekehrter Fackel
Soll der Tod vereint uns finden,
Soll auch dort uns noch verbinden,
Wo die Trennung nicht mehr wohnt.

Holder, reizender Adonis!
Unsers Busens heiſse Flammen
Fügt der Liebesgott zusammen,
Ewig sey der Liebe Bund.

Nun, mein Herr Philosoph, wie gefällt Ihnen dies?

Tammaro. Vortrefflich, liebe Xantippe! Und wenn du es verlangst, so lasse ich dich auch allein mit deinem Adonis.

Rosa. (O Eisklumpen aller Eisklumpen! Ich kann's nicht länger erdulden. Kommen Sie eilend fort! Ich muſs Luft schöpfen.) (Beide ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Tammaro allein. Hernach Cilla und Calandrin.

Tammaro. Toller, erztoller Kopf! Aber es ist nothwendig; sonst würde der meinige keine Gelegenheit haben, einen solchen Schwung zu nehmen.

Cilla. Socrates, haben Sie mir einen alten Hader gebracht?

Tammaro. Was für einen Hader, närrische Aspasia? Ich habe dir einen schönen Mann mitgebracht.

Cilla. Einen schönen Mann?

Tammaro. Allerdings; aber genug für jetzt.

Calandrin. (O Himmel, was hör' ich?)

Cilla. Und wenn werden Sie mir ihn geben?

Tammaro. Bald.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Antonio kömmt eilend.

Antonio. Freue dich, Socrates! Der Orakelspruch ist aufgelöst; ich habe seinen Sinn ergründet. Freue dich, du bist für den gröfsten Weisen in Griechenland erklärt.

Tammaro. Ich? Wie denn?

Antonio. Ja, du bist unter den Thieren von Griechenland das Wunderthier. Apollo hat es deutlich gesagt; lies nur! (zieht den Orakelspruch wieder heraus.)

Sa che sa, se sa, chi sa,
Che se sa, non sa, se sa.

Wer nur weifs, dafs er nichts weifs,
Der weifs mehr, als wer's nicht weifs.

Nun sage mir, weiſst du nichts, und bist du ein dummes Vieh?

Tammaro. Ja, Lob sey den groſsen Göttern!

Antonio. Folglich bist du der gröſste Weise von Griechenland.

Tammaro. Ich beuge mich vor dir, bogentragender Apoll!

Antonio. Nun komm in die Schule, um deinen Schülern Unterricht zu geben! Von da wollen wir dich in einem griechischen Gewande nach altem Gebrauch im Triumph durch die Straſsen von Neapel führen.

Tammaro. O Wonne, o Ruhm, o Unsterblichkeit!

Recit.

Nun stirb, Xantippe, stirb, du giftigste der Zungen,
Ich habe mir den Ruhm des Weisesten errungen.

(Beide ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Calandrin und Cilla.

Cilla. Ich armes Mädchen!

Calandrin. Was ist dir, meine Cilla?

Cilla. Socrates hat mir einen schönen Mann versprochen, und jetzt ist er fortgegangen. Wie dumm ist das!

Calandrin. Es hat also solche Eile mit dem Versprechen des Socrates?

Cilla. Was denkst du? Es ist von einem Mann die Rede.

Calandrin. Du liebst mich also nicht mehr?

Cilla. Ich habe es dir ja schon gesagt, dafs ich dich lieber habe, als meine Katze.

Calandrin. Und willst du mich denn auch heirathen?

Cilla. Das versteht sich.

Calandrin. Und wenn nun ein Andrer käme, und wollte dich haben?

Cilla. So heirathete ich sie alle beide; ginge das nicht?

Calandrin. O du liebe, liebe Unschuld! Aber etwas dumm bist du noch.

Cilla. Dumm? Was redest du? Glaubst du, dafs ich eine Närrin bin? Ich habe mein

Gehirn im Kopf, und so viel, daſs der Mund davon überflieſst.

A r i a.

Bin 'n junges Mädel,
Allein ich bin nicht dumm;
Ich dreh das Rädel
Behend herum.
Die Hand hier spielt Clavier,
Der Fuſs kann tanzen,
Ich kann auch weben schier,
Und Blumen pflanzen.
Und wenn ein Fest kömmt,
So kann ich gaffen
Wohl auf die Laffen
Zum Fenster 'naus.
Nun sagt, ihr Herren fein,
Kann dieses Mädel
Bey ihrem Rädel
So dumm wohl seyn?

Nein, Calandrin, das sage mir nicht wieder, sonst laufe ich dir davon. A dio! (läuft fort.)

Calandrin (ihr nachlaufend.) Cilla, du bist klug, du bist Aspasia!

Sechzehnter Auftritt.

Ein Keller, der zur Schule des Socrates bestimmt ist. Einige Treppen führen zu ihm hinunter. Das Locale ist nach den Umständen eingerichtet. Stühle, eine Bank, und ein halbes Faſs ist vorhanden.

Zuerst kommen Rosa und Hyppolyt; hernach Tammaro, gekleidet als ein alter Philosoph. Ihm folgen Antonio in der Toga, und vier Schüler in griechischen Gewändern. Zuletzt kommen Cilla und Calandrin.

Rosa. Kommen Sie, hier wollen wir uns verbergen. Ich will die Tollheiten meines Mannes sehen, und wenn er mit der Tochter des verrückten Balbiers nur so viel den Narren macht, so soll ein schönes Ungewitter über ihn kommen.

Hyppolyt. Wenn das Schauspiel sich nur für mich nicht in ein Trauerspiel verwandelt!

Rosa. Fürchten Sie nichts, ich nehme alles auf mich. Da kömmt mein Mann schon. (Sie verbergen sich.)

(Tammaro tritt feierlich mit seinen Begleitern auf.)

Antonio. Sey gegrüſst, weiser Socrates, und mögen wir dich noch hundert Jahr so grünen und blühen sehen, wie heute.

Tammaro. Keinen Wunsch für mich, mein Plato! Die Götter schenkten mir alles, was mein Herz begehrte. Ich bin Socrates, mein Ruhm schallt über den Erdball, und es fehlt mir nichts zur Unsterblichkeit, als von Xantippe, was du weiſst.

Antonio. Es wird dir werden; verzweifle nicht!

Tammaro. So wollen wir denn unser groſses Werk beginnen. (steigt, unterstützt von seinen Schülern, auf ein halbes Faſs, worauf ein Stuhl steht, und setzt sich. Cilla und Calandrin kommen.)

Cilla. O ja, Sie haben den Socrates auf ein halbes Faſs gesetzt; wollen Sie ihn verbrennen, wie einen Hexenmeister?

Tammaro. Sey gegrüſst, Aspasia; du kömmst in einem wichtigen Augenblick. Setze dich zu meiner Rechten, und du Plato zu meiner Linken.

Antonio. Socrates, und Plato, und Aspasia, welch ein Kleeblatt! Sah die Welt schon ein Gleiches?

Tammaro. Nie, nie! (Antonio und Cilla setzen sich neben Tammaro, die Schüler auf eine Bank. Tammaro liebäugelt mit Cilla)

Calandrin. (Socrates sollte mit dem Munde reden, und er redet mit den Augen.)

(Tammaro räuspert sich laut, und die Schüler machen es ihm nach.)

Antonio. *Silentium!* Socrates hat sich geräuspert.

Tammaro. Geliebte Zöglinge, erhabne Hoffnung von Terra di Lavoro! Was ich im einsamen Zimmer voll tiefer Gedanken erfand, das soll jetzt über euch herabträufen, wie das süſse Manna über die Israeliten. Merkt wohl auf! Zwey Grund- und Ecksteine der Philosophie giebt es; sie heiſsen Musik und Tanz. Faſst das wohl, und vernehmt weiter: Fliehet die Deutlichkeit, wenn ihr philosophisch redet; scheint, als wenn ihr tief gedacht hättet, und denkt gar nichts! Die wahre Weisheit besteht darin, nichts zu denken, und fett zu werden.

Antonio. O eine treffliche Weisheit!

Aber Meister Socrates, die Bürger von Sorrento, und die Domherren verstehen sie auch.

Tammaro. Das sind gebohrne Philosophen. Also Musik und Tanz, meine Schüler! Die Musik erfreuet den Geist, und der Tanz den Körper.

Recit.

Seht, die Gymnastik giebt uns Appetit zum Essen,
Die Tonkunst aber lehrt des Lebens Müh vergessen.

Antonio. Hat man was gröfsers je erfunden,
Als diese neue Weisheit lehrt?
Selbst Epikur und Zeno sind verschwunden,
Seitdem man diese Weisheit hört.

Tammaro. Jetzt, meine Theuren, wollen wir von der Musik im Allgemeinen reden, und als Grundsatz festsetzen, dafs das Schwere nie leicht ist, denn das Schwere steht dem Leichten entgegen. Wer vermag diesen Grundsatz umzustofsen? Da ich nun ein Philosoph bin, so habe ich die Grenzen der Musik bestimmt, und drey Gattungen derselben für überflüfsig erkannt: das Diatonikon, das Enarmonikon, und das Kromati-

kon. Ich habe also drey Saiten auf meinem Tetrachord zerrissen, und die vierte hält nur noch so eben. Da nun die Musik auf eine einzige Saite zurückgebracht ist, so hängen sich alle Musiker, die mir folgen, daran. Denkt, wie stark sie seyn muſs!

R e c i t.

Die Tonkunst wird dadurch leicht, kritisch, einfach, rein,
Und wird es nun für ew'ge Zeiten seyn.

Antonio. O groſser Mann, o wundervolle Gaben!
Und diese Weisheit lag so lang in dir vergraben?

Tammaro. Ich hab' es dir, mein Plato, schon entdeckt,
Daſs in uns Socraten ein eigner Dämon steckt.
Solch einen Dämon hab' auch ich in meinem Leibe,
Ich selber weiſs nicht, was ich red' und schreibe.

Antonio. Drum ist, so viel ich schlieſsen kann,
Ein Philosoph wie ein beseſsner Mann.

Tammaro. Wie schön hast du den rechten Fleck getroffen,
Wie ist dein Herz, dein Ohr, und dein Gehirn so offen!
Sieh, was kein Mensch versteht, und was verworren macht,
Das treibt ein Philosoph am Tag' und in der Nacht.
Willst du den Weg zum wahren Ruhme finden,
Gieb lauter Räthsel auf, und keins sey zu ergründen.

Jetzt hole mir mein neues Instrument, Simia! Durch euer eignes Ohr, meine Zöglinge, will ich euch überzeugen, daſs keine Musik der meinigen gleich kömmt.

Antonio. Ausgenommen die Musik der Sphären.

Calandrin (der mit einer langen Violine, worauf eine einzige Saite gezogen ist, zurückkömmt.) Hier ist das neue Instrument.

Cilla. O je! das sieht aus, wie ein Pferdefuſs.

Tammaro. Öffnet nun, ihr meine Schüler, öffnet das Ohr!

Recit.

Und du, Aspasia, o laſs es dir gefallen,
Wenn meine Töne dich, wie Zauberklang, umwallen.

Aria.

(Spielt und singt.)

Sternenaugen, helle Lichter
In dem schönsten der Gesichter,
Ach, von euch, ihr Sprüheteufel,
Wird mein ganzes Herz umglimmt.
Redet, habt ihr nun noch Zweifel,
Daſs ein Gott die Saite stimmt?
Seht, in ihren Zauberhallen
Hört ihr jeden Ausdruck schallen.
Wollt ihr Zagen . . . Ahi, ah!
Wollt ihr Seufzer . . . Ehi, eh!
Wollt ihr Zürnen . . . Ohi, oh!
Wollt ihr Klagen . . . Uhi, uh!
Doch die allerschönsten Noten
Hat der Liebesgott gemacht.
Sternenaugen u. s. w.

Caſſandrin. Göttlich, vortrefflich! (Lammaro hat während der Arie mit Cilla geliebäugelt, und fährt damit fort.)

Rosa. (Sehen Sie nur, welche Zärtlichkeit! Aber ich werde bald darunter fahren.)

Hyppolyt. (Was wollen Sie machen?)

Rosa. (Ein kleines Gegenstück zu dieser Musik, um die socratische Geduld zu prüfen.)

Antonio. Socrates, hat dir dein Dämon diese Musik eingegeben?

Tammaro. Warum fragst du danach?

Antonio. Weil es mir scheint, als wenn der Teufel sie gemacht hätte; sie hat so was dämonisches.

Tammaro. Was von einem Dämon kömmt, muſs dämonisch seyn. Aspasia, wie hat dir der Gesang gefallen?

Cilla. Aufrichtig zu gestehen, so ist es mir vorgekommen, als wenn ein Hund geprügelt würde.

Tammaro. Welch ein holder Scherz flieſst von deinen Lippen, Aspasia!

Antonio. Aber, Socrates, es ist Zeit, dich im Triumph aufzuführen, und wir müssen uns vorher in diesem Aufzug üben. Ihr, seine Schüler, umringt ihn feierlich, und singt jene griechischen Worte, die ihr gelernt habt.

Tammaro. Ehe wir zu diesem wichtigen Werke schreiten, habe ich euch noch etwas Großses mitzutheilen. Der gröſste Meister in der Gymnastik ist der Floh, und das will ich euch beweisen. Ich habe mit eigner Hand einen gefangen, und nur einen von seinen kleinen Sprüngen gemessen. Vernehmt, wie ich dies begann! Mit zwey Punkten bestimmte ich die Grenzen des Sprunges, dann drückte ich die Füſse des Thierchens in Wachs ab, und maſs sie mit einem Zirkel. Wiſst ihr, was ich entdeckte? Daſs das Thier dreyhundert und neun von seinen Füſsen gesprungen war. Diese Regel merke sich ein jeder von euch, und ihr werdet die gröſsten Tänzer in Griechenland seyn.

Antonio. Socrates, wenn man bey dieser Regel nicht den Hals bricht, so hast du eine groſse Entdeckung gemacht. Stimmt nun euren griechischen Gesang an, ihr Schüler, und übt euch dabey in der Gymnastik. (Sie fangen an, wild und ungeschickt zu tanzen und zu singen.)

Chor.

C h o r.

Andron apanton
Socrate sofotatos.

Antonio. *Patron apantalon*
Soreta scrofotatos

Tammaro. *Ton d'apameibomenos.*

Antonio. O Phoebus Apollo, ich habe mir die Hüfte verrenkt.

Tammaro. Dann hast du Ähnlichkeit mit dem Gott Vulcan.

Calandrin. O weh, ich habe mir die Knöchel ganz wund gestofsen.

Tammaro. Freue dich darüber, an diesem Ort ward auch Achilles verwundet.

Antonio. O mein Kopf!

Calandrin. O mein Fufs!

Tammaro. *Silentium!* Wenn ihr auch ein paar Rippen zerbrochen habt, so ist doch nichts geschehen, als dafs die Maschine sich mit zu grofser Gewalt bewegt, und den Mittelpunkt der Schwere verlohren hat.

Antonio. Weiter nichts? Aber Meister Socrates, wenn der Hals gebrochen ist, so hat

die Maschine sich auch blos mit zu groſser Gewalt bewegt.

Tammaro. Vortrefflich, mein Plato! Wie ist dein Verstand so helle, wie schnell fassest du meine Lehren!

Antonio. Aber es ist Zeit, Herr und Meister, daſs wir uns üben, wie wir dich durch die Stadt führen wollen. Laſs uns zuerst in dieser Academie feierlich mit dir herumziehen!

Tammaro. Ich bin bereit zu dem Triumphaufzug, welcher der Weisheit und der Geduld gebührt. Kommt herbey, meine Schüler, und umgebt euren Lehrer!

(Die Schüler tragen sein Gewand, und ziehen unter Chorgesang feierlich mit ihm in dem Keller herum.)

Chor.

Andron apanton
Socrates sofotatos!

Antonio. *Patron apantalon*
Soreta scrofotatos.

Tammaro. *Ton d'apameibomenos.*

Aria.

Antonio. Von grünen Eichenzweigen
Empfange diese Krone,
Lafs sie dein Haupt besteigen
Für dein Verdienst zum Lohne.
(setzt ihm einen Kranz auf.)
Ein ganzer Wald gebührte dir
Zu Kränzen um dein Haupt.

Tammaro. Ich nehme diese Krone,
Und als Aspasiens Gatte,
Hoff' ich, zur Weisheit Lohne
Mich auch gekrönt zu sehen.
Wohlan, es mag geschehen,
Aspasia sey mein!

Calandrin. (Unseligste der Ehen,
Wie kann er Cilla freyn!)

Siebzehnter Auftritt.

Rosa und Hyppolyt, der eine Cyther hat, kommen mit Ungestüm in den Keller herunter. Die Vorigen.

Rosa. Platz hier, Platz hier!

Hyppolyt. Raum uns andern!

Rosa. Fort! Zur Seite müfst ihr wandern.
Platz für uns!

Tammaro. Was fällt dir ein?

Rosa. Auf der sanften holden Cyther
Soll hier ein Concertchen seyn.

Tammaro. Himmel, welch ein Ungewitter!

Rosa. (zu Hyppolyt.) Dir, Geliebter meiner Seele,
Will ich diese Musik weihen.

Tammaro. Ketzereien, Ketzereien!

Hyppolyt. Seht, ich rühre schon die Saiten,
Um die Seele zu erfreun.

Tammaro. Mufs euch denn der Teufel reiten!

Hyppolyt. Theure, singe zu den Tönen,
Hier soll Lust und Freude seyn.

Tammaro. Welch Verhöhnen, welch Verhöhnen!

Rosa. Schweig, und rede nicht darein!

Calandrin und Cilla. Schweigt doch, schweigt, wir bitten euch.

Antonio. Götter, welch ein dummer Streich!

Tammaro. Weich von mir, o Satan weich!

Aria.

Rosa. Mein hartes Schicksal sprach: Du bist zum Schmerz gebohren,
Besitzen soll dein Herz der Grausamste der Thoren;
O weh, er liefs es weiden, das liebevolle Herz,
Mit Thränen, Seufzern und mit Schmerz.

Nun ist mein Vorsatz reif, ich will den
Gram verscheuchen,
Mein Glück gebeut, ich mufs von dem
Verräther weichen;
Dir schenk' ich, mein Geliebter, dies Herz
auf ewig nun,
Lafs es an deinem Herzen ruhn.

Alle. Vivat, vivat!

Tammaro. Pereat, pereat!

Rosa. Schweig, und sprich mir nicht darein!
Und ihr griech'schen Weisheits-Ritter,
Auf der Violin' und Cyther
Spielt die schöne Tarantelle,
Denn ich zeig' euch hier zur Stelle,
Was der Tänze bester sey. 5)

(Zwey Tänzerinnen erscheinen, und tanzen die Tarantelle. Die Schüler spielen.)

Tammaro. Welch eine Schande im ganzen
Lande!

Antonio. Welch ein Entweihen der Academia!

Rosa und Hyppolyt. Dies ist Gymnastica, dies
ist die Musica.

Tammaro. Die Musik haben die Eumeniden gemacht, die Töchter der Nacht und des Acheron.

Rosa. Das ist die Musik für dich! Wenn jemanden die Tarantel gestochen hat, so wird er dadurch kurirt; vielleicht hilft sie auch bey dir.

Tammaro. O ihr Gottheiten der Griechen, seht nicht, hört nicht! Zeus, dir will ich eine Hecatombe opfern, dir, Pallas Minerva, ein Schwein, und dir Phöbus Apollo, dem Erfinder der holden Leyer, einen Drachen; aber seyd blind, seyd taub! Hört die Entweihungen nicht!

Rosa. O der Narr aller Narren! Ich will dir auch etwas opfern, du griechischer Hanswurst, einen Centner Niesewurz, damit du gescheut wirst.

Tammaro. Hebe dich weg, Satanas, daſs Zeus vom hohen Olymp nicht einen seiner Blitze auf dich schleudre! Und ihr unwürdigen Zöglinge des Socrates, die ihr dies Heiligthum der griechischen Gottheiten durch die Tarantelle entweiht habt, hebt euch hinweg aus meinen Augen, und erscheint nicht wieder, ehe ihr die Götter nicht ausgesöhnt habt. Fort, sage ich! (Die Schüler gehen ab.)

Rosa. Erscheint nie wieder ihr kleinen Narren bey dem grofsen, sonst will ich euch die griechischen Tollheiten versalzen.

Tammaro. Seyd blind, seyd taub, ihr Götter! Und du, Aspasia, komm, wir wollen zum Altar gehen; eile, Plato, eile! Hymen erwartet auch dich an Sophrosynens Seite. (feierlich mit Antonio und Cilla ab.)

Rosa. Ehe sollen alle Nachbaren zusammen laufen, und Geschrei auf allen Strafsen seyn, ehe der verrückte Barbier meine Tochter bekömmt, und die halbverrückte Cilla meinen Mann. Kommt, Kinder, wir müssen auf Mittel sinnen, den Tollheiten ein Ende zu machen, und ich will mein Haupt nicht eher sanft legen.

(Alle ab.)

Ende des ersten Akts.

Erläuterungen

über den

Socrate immaginario.

In diesem Stück sind viele Sachen, die selbst der sachkundige Neapolitaner nicht versteht. Der Verfasser ist ein Teufel, sagen sie, der alles, was am Hofe und in der Stadt vorging, wufste; man kann ihm nicht ganz auf die Spur kommen. Dennoch ist es mir gelungen, einige Erläuterungen einzuziehen, die ich als authenthisch angeben kann, und ich will sie nach den Nummern hier einrücken.

1) Diese Stelle ist ein bittrer Ausfall auf den Minister Tanucci. Dieser hatte die Eigenheit, als er noch das Ruder führte, oft jemanden, der tief stand, und nichts war, plötzlich

hoch zu heben, manchen aus dem Staube schnell in ein wichtiges Amt zu versetzen. Galiani hatte vielleicht gefunden, daſs dies auch den Unwürdigen traf, und jene obige starke Stelle ist eine sehr beiſsende Anspielung auf die Gewohnheit des Ministers.

2) Die Hauptsatyre in dem Stück ist gegen einen vornehmen Neapolitaner gerichtet, der seiner Frau äuſserst untergeordnet war, und dabey den Socrates nachahmen wollte. So lange dieser Mann lebte, war das Stück verboten, jetzt, einige Jahre nach seinem Tode, ist es wieder erlaubt.

3) Aus Sorrento kömmt nicht allein das leckerste und beste Kalbfleisch, wie bekannt ist, sondern auch das beste Schweinfleisch. In groſser Menge landen die Schweine von Sorrento, wenn die Zeit ihres Schlachtens ist, in Neapel an, wogegen man nur wenig Bürger von dort sieht. Da nun diese letzten auch übrigens in keinem groſsen Ansehen stehen, so nennt man hier die Schweine spottweise Bürger von Sorrento, und im Grunde liegen diese den Neapoli-

tanern mehr am Herzen, als die wirklichen Bürger.

4) Dieser Auftritt ist nicht gegen einen einzelnen, sondern gegen alle Antikensammler gerichtet, die auf zu kleine Dinge aus dem Alterthum einen Werth legen. In diesen Fehler kann man sehr leicht verfallen, und ich mufs hier mein eignes Beispiel anführen. Ich war in der Höhle der Sybille von Cuma gewesen, und hatte aus dem äufsersten Winkel derselben, jenseits der unterirdischen Wasser, einen Stein zum Andenken mit herausgebracht. Ich hatte den Tempel des Serapis in Puzzolo besehen, und ein Stück Marmor von den Trümmern desselben aufgehoben. Ich hatte einige Münzen aus dem Alterthum gekauft, auf denen von dem Gepräge nichts mehr zu sehen war. Seitdem mir aber der *Socrate immaginario* in die Hände gerathen ist, habe ich den Bimsstein aus der sybillinischen Höhle weggeworfen, aus dem Marmor vom Tempel des Serapis ein Pfundgewicht gemacht, und die Münzen liegen unangerührt in einem Winkel.

Es frägt sich aber, wie weit der Antiken-sammler zu gehen hat, und was ihm eigentlich wichtig seyn muſs? Ich glaube, man kann diese Frage ganz kurz dahin beantworten: alles, was etwas von dem Geist des Alterthums enthält, oder einige Kenntniſs desselben verbreiten kann, ist des Aufhebens würdig, alles übrige nicht. Doch giebt es hier einen Zweig in der Liebe zum Alterthum als Ausnahme, wenn nemlich die aufgehobene Sache auf eine angenehme Art auf die Einbildungskraft wirkt, und theure Erinnerungen hervorruft; dahin rechne ich z. B. einen Lorbeerzweig vom Grabe Virgils, etwas Asche aus der Urne eines groſsen Mannes im Alterthume, u. s. w. Doch ist hier die Grenze sehr fein.

5) Die Tarantelle ist ein seltsamer, den Neapolitanern ganz eigener Tanz. Er ist so karakteristisch, wie die Musik dazu, und besteht darin, daſs zwey Personen mit einem gewissen hüpfendem Pas, zu welchem sie den Takt mit den Händen durch Knippchen schlagen, gegen einander und um einander herumtanzen. Die Hände sind dabey unaufhörlich aufgehoben, und schlagen oft

jene Knippchen mit kleinen dazu passenden Hölzchen. Zu Zeiten tanzen sie in der Runde, ohne sich jedoch die Hände dabey zu geben; kurz, sie betanzen sich blos, ohne sich zu berühren, und drehen sich dabey willkührlich herum.

Indem ich mich mit der Bearbeitung des Socrates beschäftige, fällt mir ein, ob dies merkwürdige Stück nicht schon ins Deutsche übersetzt seyn sollte, und ich kann mich kaum überzeugen, daſs dies noch nicht geschehen ist, zumal, wenn ich unsern Mangel an guten Operetten, so wie die Berühmtheit des Abbate Galiani, bedenke. Aber wenn ich mich wieder erinnere, daſs viele wichtige Werke dieses Verfassers noch nicht ins Deutsche übersetzt sind, z. B. *Della moneta, Della perfetta conservazione del grano, Dialogues sur le commerce des bleds* u. s. w., so kann ich mich wieder sehr leicht von jener Möglichkeit überzeugen. Sollte indeſs dies Stück auch schon einen Übersetzer gefunden haben, so hoffe

ich dennoch, daſs die jetzige Bearbeitung desselben den Bühnen nicht unwillkommen seyn wird; denn eine bloſse Übersetzung wäre für Deutsche ungenieſsbar gewesen. Es muſste mit groſsem Fleiſs bearbeitet werden, wenn es für die deutsche Bühne das werden sollte, was es für die italienische war.

---

3) *Siface e Sofonisba.*

Seit dem 30ten May 1802, als dem Namenstage des Königs, wird auf dem St. Carlstheater eine Oper unter dem obigen Titel gegeben. Der Text ist von Andreas Tottola, und die Musik von Peter Guglielmi. Kaum wird man diese Namen in Deutschland kennen, und vielleicht darf sich Deutschland deshalb keine Vorwürfe machen. Auch wenn sich kein Übersetzer des Stücks findet, und man die Musik nie daselbst zu hören bekömmt, so kann man sich vollkommen darüber beruhigen.

Auf dem St. Carlstheater sieht man gewöhnlich Könige, und zwar verliebte Könige. Dies-

mal sind gar ihrer zwey: der König von Numidien, Masinissa, und der König der Massulier, Sifax. Der Stoff ist aus dem zweyten punischen Kriege, und hätte etwas Gutes liefern können; aber aus einem Marmorblock kann ein Apoll und auch ein ungestalter Priapus werden, je nachdem er bearbeitet wird. Hier ist ein Priap daraus geworden, mindestens ein ganz alltägliches Geschöpf, wie man es bey jedem Steinmetzger sehen kann. Kurz, Sifax und Masinissa sind beide verliebt in die Sophonisba, (so schreibt man hier diesen Namen) Tochter des Karthaginensers Hasdrubal. Wenn zwey Könige Nebenbuhler mit einander sind, so geht es ihnen am Ende gerade wie andern ehrlichen Leuten; einer muſs sich den Mund wischen. Dies Schicksal trifft hier den Masinissa, und Sifax führt die Braut heim; ja, er hat sogar seinen Nebenbuhler, unbeschreiblich gedemüthigt, in seiner Gewalt, und handelt zuletzt recht edel und groſsmüthig an ihm. *Oh generoso, o grande!* rufen seine Hofleute aus, Masinissa aber ruft mit seinen An-

hängern aus: *oh vergogna, o rossore!* Dann noch ein kleines Chor, und das Stück ist aus.

Wie schön hat der Verfasser dafür gesorgt, daſs man mit recht leichtem Herzen zu Hause gehen kann. Alles geht in der Ordnung, und die Hochzeit am Ende, wie befriedigend! Kurz, wer sonst guten Schlaf hat, dem wird er durch dies Stück nicht geraubt. Der König hat es noch gar nicht besucht, und wer kann es ihm verdenken?

Aber ist denn kein Mann am Hofe, ist denn kein Minister da, der die Fadheit der Opern bemerkt? Ist denn kein Dichter in ganz Neapel, der etwas Gescheutes liefern kann? Haben denn Apoll und Minerva, und Melpomene, und Thalia ganz ihren Blick von dieser Stadt abgewandt?

Dennoch ist eine Scene in der obigen Oper, die wegen der gerade obwaltenden Umstände Interesse erregt. Sifax nemlich kehrt siegreich wieder unter sein Volk zurück, und sitzt zu Pferde, als er zum erstenmal erscheint. Er wird mit Zurufungen des Volks empfangen, und hält vom Pferde eine Anrede an sie. Da nun eine

gewisse Ähnlichkeit zwischen der Rückkehr Ferdinands IV, und des massulischen Königs Sifax statt findet, da beide zum erstenmal wieder zu Pferde erscheinen, und jauchzend begrüſst werden, so gewinnt die Scene dadurch viel.

Mombelli, der den Sifax macht, wird auf einem isabellfarbnen Pferde herbeygeführt, und singt auch vom Pferde die erste Aria. Ich habe ihn nie so schön und tönend singen hören, wie hier zu Pferde. Vielleicht trägt die Erhöhung dazu bey.

Übrigens muſs ich bemerken, daſs Herr Fasciotti der Castrat abgegangen ist. Wohin, weiſs ich nicht. Vielleicht nach Paris, um in den Messen zu singen, die der fromme Buonaparte wieder einführt. Wenn er keine so feine Stimme hätte, so würde sein schöner Kopf groſse Unordnung bey den Pariser Damen anrichten, wenigstens wenn die Wirkung ohne die Ursache statt fände.

Der neue Castrat bey St. Carlo heiſst Rancaglia. Er spielt den Masinissa. Man kann denken, wie heldenmäſsig der Held mit der hol-

den

den Weiberstimme erscheint. Und nun dazu die Demüthigung, ein Gefangener von seinem Nebenbuhler zu seyn! Der arme Masinissa! Er hat sich's gewiſs nicht einfallen lassen, daſs er nach zweytausend Jahren so beschämt und mit so feiner Stimme *o vergogna, o rossore!* auf dem St. Carlstheater würde singen müssen. In dem Stück erröthet er zuletzt; wenn er wirklich da wäre, und sähe, welche Rolle man ihn hier spielen läſst, er würde noch weit mehr erröthen.

Das diesmalige Ballet ist aus den Zeiten hergenommen, wo die Hunnen in Italien eindrangen, und heiſst: *Ildicone ed Olgio*, erfunden vom Herrn Angiolini. Hier ist die Begebenheit des Stücks.

Bendemus, Heerführer der Hunnen, erobert Aquileja. In dieser Stadt sind ein Paar Verliebte; es mögen wohl mehrere darin gewesen seyn, aber von diesen beiden ist nur die Rede. Sie heiſsen *Ildicone* und *Olgio*. Zum Unglück verliebt sich Bendemus in die schöne Ildicone, wodurch der arme Olgio in groſses Herzeleid geräth. Auf der andern Seite wird das Unglück dadurch noch

größser, daſs auch Bendemus schon seine verlobte Braut hat, nemlich die Honoria, die Schwester des Valentinianus, die zum Bedinge des Friedens mit Rom bestimmt ist. Sie findet ihren Bräutigam, als sie im Lager erscheint, mit der schönen Ildicone, wie er ihre Tugend bestürmt. Man kann denken, welch ein Lerm entsteht; aber so etwas verschlägt einem Anführer der Hunnen nichts. Er ist ein *taurus in Venerem ruens*, er zwingt die Ildicone, ihn zu heirathen, und Honoria und Olgio müssen voll Verzweiflung zusehen. Ja, er zwingt sogar die Honoria, seiner neuen Geliebten zu huldigen. Aber das alles kann ihm unmöglich so hingehn; wo bliebe die poetische Gerechtigkeit? Diese wird bey Ballets so gut gehandhabt, wie bey Schauspielen und Romanen. Kurz, Ildicone verwundet in der ersten Hochzeitsnacht ihren aufgedrungenen Gatten, er flieht aus dem Zelt, will sich rächen, kann nicht mehr, und sinkt endlich sterbend zu den Füſsen der Ildicone, der Honoria und des Olgio, welche beiden letzten von ohngefehr dazu kommen. So bekömmt er seine Bezahlung.

Honoria ist gerächt, und die beiden Verliebten aus Aquileja können sich heirathen.

Dies ist die Begebenheit, die uns mit Händen und Füſsen und Gebehrden erzählt wird. Aber so deutlich würde man sie nicht verstehen, wenn sie nicht auch neben dem Operntext erzählt wäre. Indessen muſs man gestehen, daſs die Darsteller des Ballets weit mehr Geschicklichkeit mit den Füſsen zeigen, als der Verfasser des *Siface* mit dem Kopf bewiesen hat.

Übrigens spielen sowohl in der Oper, als auch in dem Ballet, wieder zwanzig bis dreiſsig Pferde mit, und betragen sich dabey sehr manierlich. Denn man weiſs schon, daſs die Pferde in Neapel eine vortreffliche Erziehung genieſsen. Mit der Zeit wird diese auch wohl an die Menschen kommen.

Das zweite komische Ballet heiſst diesmal: *i finti deliqui*, und wenn man sich bey dem vorigen etwa recht satt geweint hätte, so kann man hier wieder recht herzlich lachen. Dies letzte halte ich jedoch hier für weit leichter, als jenes erste.

4) *Chi dell' altrui si veste presto si spoglia.*

Unter diesem Titel hat man im Theatro nuovo den Frühling und Sommer hindurch eine komische Oper gegeben, die aufserordentlichen Beifall findet, und nach mehr als funfzig Vorstellungen noch immer ein volles Haus hat. Die vielen Lobeserhebungen, die man davon hörte, machten sehr neugierig darauf, und spannten die Erwartung hoch. Hier ist, was man findet: eine treffliche Musik von Cimarosa, eine glückliche Fabel, mit einigen glücklichen Stellen, im Ganzen aber eine schlechte Ausführung, einige schöne Singstimmen, einen Buffo mit komischem Talent, und übrigens eine Darstellung unter aller Kritik. Wenn diese Oper das werden sollte, was sie seyn könnte, so müfste sie mit Geist und Wahrscheinlichkeit umgearbeitet und auf einer guten deutschen Bühne mit deutscher Präcision und Aufmerksamkeit dargestellt werden.

Die Musik von Cimarosa fällt bey einer schönen Simplicität doch sehr angenehm ins Ohr,

und schmiegt sich sehr passend an den Text. Man hält sie hier für eine seiner besten Opern.

Die Fabel besteht kürzlich darin. Ein Bedienter und eine Kammerjungfer verkleiden sich in ihre Herrschaft, weil diese von Räubern angefallen sind, und für todt gehalten werden; der Bediente, um eine Rolle zu spielen, die Kammerjungfer, um eine Erbschaft, die für ihr Fräulein bestimmt ist, in Empfang zu nehmen. Aber es dauert nicht lange, so kömmt der wahre Kapitän und das wahre Fräulein wieder zum Vorschein, und es entsteht eine groſse Verwirrung. Die frechen Bedienten halten sich einige Zeit, werden aber zuletzt erkannt, und der Verfasser verläſst sie in einem Walde, wo sie sehr hungrig sind, und über ihr künftiges Schicksal sich berathschlagen. Daſs der Kapitän das Fräulein heirathet, das darf ich wohl nicht sagen; die Hochzeit ist ja das groſse Ziel, dem alle Opern und Schauspiele und Romane im Galopp entgegen laufen.

Der Verfasser, Herr Joseph Palomba, kann recht niedliche Verse in wirklicher italienischer

Sprache, und auch im neapolitanischen Dialect machen; aber er erlaube mir, zu sagen, daſs er von der dramatischen Kunst uud von der dichterischen Wahrscheinlichkeit keinen Begrif hat. Seine Oper ist keine Scene in der wirklichen Welt, es ist ein Taubenhaus, worin die Täubeiche, so wie die Tauben, ab und zu fliegen, ohne daſs man weiſs, warum? Der Täuberich kömmt, knurrt um seinen Gegner, oder um seine Geliebte etwas herum, und fliegt wieder weg, wenn der Autor ihn nicht mehr gebraucht. So geht es auch mit den Tauben. Kaum kann man sich enthalten, eine Anspielung auf seinen Namen zu machen.

Übrigens mag er es andern einbilden, daſs, so wie er die Sachen vorstellt, nicht gleich im ersten Augenblick der platte Bediente mit seiner Bauernsprache, und die grobe Kammerjungfer mit ihrer ungebildeten Bedientenmanier, erkannt worden wäre. Er muſste sie weit feiner aufführen, wenn die Sache glaubwürdig seyn sollte. Und nicht einmal die Papiere ihrer Herrschaften hat er ihnen in die Hände gespielt.

Aber man thut Unrecht, wenn man dem Herrn Palomba dies hoch anrechnen will. *Nos plures sumus*, heifst es hier, und man bekömmt es mit beynahe allen italienischen Opernschreibern zu thun, wenn man das Motiviren des Kommens und Abgehens, so wie Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten verlangt. Besinne ich mich recht, so bekomme ich es hier auch mit meinen eigenen Landsleuten, besonders in dem letzten Punkt, zu thun.

Die prima donna in diesem Stück wird von einer Madam Müller deutscher Herkunft gemacht. Diese Person hat ein hübsches Gesicht, einen starken wollüstigen Bau, und eine sehr schöne Stimme. Bey allen diesen Vorzügen ist sie oft dem gebildeten Zuschauer unerträglich. Sie besitzt nemlich eine aufserordentliche Frechheit in ihrem Betragen, und zeigt dies fast bey jeder Bewegung auf der Bühne. Das Zuhauseseyn auf derselben ist vortrefflich, aber Madam Müller ist nicht allein zu Hause, sie ist in ihrem Schlafzimmer, sie ist bey ihrem Dienstmädchen, und erlaubt sich jede unanständige Mine und

Gesticulation, die sie sich nur unter ihren vertrautesten Freundinnen erlauben könnte. Kurz, sie ist ganz das Gegenstück von der Madam Müller, die Kotzebue schildert. So ganz im Nachtkleide wünscht man doch die neapolitanische Madam Müller nicht zu sehen.

Mit dieser Frechheit besitzt sie *pour comble de faveur* auch eine grofse Koketterie. Sie ist sehr stark und voll, aber sie stopft dabey den Busen bis zum unnatürlichen aus. Von dieser Seite soll sie durch den König sehr gedemüthigt worden seyn. Es lebt nemlich dicht bey Neapel eine sehr dicke Gastwirthin, bey der die Neapolitaner oft zu Mittage sich speisen lassen, und die sehr bekannt ist; diese hat der König laut genannt, als er die Madam Müller zum erstenmal gesehen hat.

Mögte sie doch dies bessern! Denn eine andere Art, die Schauspieler auf ihre Fehler aufmerksam zu machen, giebt es hier nicht. Was in Deutschland zu viel ist, davon findet man hier gar nichts: von Schauspielerkritik. Hier wird das Talent und Nichttalent übersehen. Madam

Müller wird dies wahrscheinlich nie zu lesen bekommen, und ich schreibe es auch nicht für sie, sondern für meine Landsmänninnen auf dem Theater, um sie vor diesem Fehler zu warnen. Selbst wenn Frechheit, Unsittsamkeit, Kokette-rie u. s. w. darzustellen ist, so mufs es immer nur das Spiel dieser Laster seyn, und nie die Sache selbst.

Der Buffo in dieser Oper ist Herr Luzio, den viele für den ersten in Neapel halten. Er ist wirklich aufserordentlich natürlich in seinem Spiel, aufmerksam auf seine Rolle, richtig in seinem Minenspiel, und hat von Natur viel Komisches. Das öftere Hinblicken auf Logen und Parterre verdirbt viel von diesen Eigenschaften.

Was die Darstellung des Stücks im Ganzen betrifft, so ist sie so elend, dafs man nicht weifs, wo man den Tadel anfangen, nicht, wo man ihn enden soll. Ich werde künftig von dem gänzlichen Mangel an Illusion, Präcision, richtigem Costüm u. s. w., der hier auf den Bühnen statt findet, reden.

5) Einige andere Stücke von den Bühnen in Neapel.

Damit man ohngefehr sehe, welche Titel die hier aufgeführten Schauspiele tragen, so mögen hier einige Raum finden von dem *Theatro Fiorentino*, *Carlino*, (welches man nicht mit dem St. Carlstheater verwechseln muſs) und *del Fondo.*

Il Trionfo della Religione. Tragedia. — *I falsi Galantuomini*, von Federici. In diesem Stücke werden die Italiener von einer schrecklichen Seite gezeigt. — *Sofia e Lange, ossia il ravvedimento. Commedia di Carattere.* — *Gli accidenti della villa. Il soldato d'onore.* Dies Stück ist aus dem Deutschen übersetzt, und findet den lebhaftesten Beifall. Es ist ganz militärisch. In langer Zeit ist kein Schauspiel so oft wiederholt worden, als dies. — *Il Conte semplicio Mazzocola. Con buffi napolitani.* — *Il Avvocato del Diavolo condannato a morte da i vechi amanti.* — *La Dama errante col Pulcinello spaventato dallo spirito immaginario.* — *I tristi effetti di una risoluzione imprudente col Pulcinello confuso.* — *Socrate immaginario, tradotto in Prosa. Con coro ed aria.* — Im *Theatro del*

Fondo: Si rappresenta da una nuova compagn. di Saltatori, balli da corda, salti e Pantomime. Diese Leute haben einige Monathe ihre Tänze in der Luft und an der Erde gemacht, ohne übrigens Neapel in Erstaunen zu setzen, das bey weitem mehr an Geschicklichkeit der Füſse als der Köpfe gewöhnt ist.

Geschichte des Tages in Neapel 1802.

März.

Vor einigen Tagen ist hier eine Magistratsperson in Khiaja, welche den Titel als Legat hat, schwer verwundet worden. Er kam des Abends spät zu Hause, und sah einen Menschen unter dem Hausthor, der auf seine Frage: *chi è?* keine Antwort gab. Da er Gefahr merkte und eine Bewegung machte, als wollte er ein Pistol hervorziehen, um den Fremden zu schrecken, näherte sich ihm dieser, und gab ihm mit einem feinen Instrument einen Stich in die Seite, worauf er verschwand.

Der Verwundete beichtete noch in derselben Nacht, und man weiſs bis jetzt nicht, ob er davon kommen wird.

Man sagt, der Thäter sey ein Mann, der einst, nachdem die königlichen Truppen nach der Republik wieder in Neapel eingerückt waren, den Legaten mit Thränen bat, ihn nicht verhaften zu lassen. Er wurde demohngeachtet ins Gefängnifs gesetzt, und hernach des Landes verwiesen. Aus Rache, sagt man, sey er jetzt heimlich zurückgekommen, habe seinem Feinde den Stich versetzt, und sich sogleich wieder fortgemacht.

Den 2ten. Heute ist der letzte Tag im Carnevall, und es wird ein gewaltiger Lerm mit den Verkleidungen getrieben, aber meistens nur von dem Pöbel. Der Pulcinell mit seiner greulich langen Nase, und den hervorstehenden Bakkenknochen, ist am häufigsten zu sehen, und nächstdem alle mögliche Carricaturen von verkleideten Männern und Weibern. Das Volk ist ganz ausgelassen; es ifst sich heute auch noch recht satt im Fleisch, weil es nun, den Gesetzen nach, in 40 Tagen keins mehr essen darf.

Den 3ten. Es ist Aschermittwoch. Die Masken sind verschwunden, der Pulcinell treibt sein

Wesen nicht mehr, die Theater sind verschlossen, und fast mögte ich hinzusetzen, die Fleischbänke mit ihnen. Der ungeheure Vorrath von Fleisch, der fast in allen Strafsen feil geboten wird, ist verschwunden, und man sieht nur hie und da einiges Federvieh, nebst einigen übriggebliebenen Knochen, hängen. Dagegen sind alle Ungeheuer des Meers heraufgestiegen, und von dem Thunfisch bis zur Sardelle, von der Schildkröte bis zur kleinsten Muschel, von dem Dintenfisch bis zum Frosch sieht man alle Bewohner des Meers und anderer Gewässer in den Strafsen von Neapel. Die Frösche sehen abscheulich aus, wenn sie abgezogen und an Binsen aufgereihet sind. Welch ein seltsamer Gottesdienst, der auf einmal alles Fleisch in Fische verwandelt!

Den 5ten. Heute Morgen hat man den Thäter, der die Magistratsperson verwundet hat, gefangen genommen. Er hat sich noch in Neapel aufgehalten. Er wird wahrscheinlich auf die Galeeren kommen, und auch da soll man gut leben können, wenn man Geld hat. Der Verwundete

hat eine Schrift aufsetzen lassen, worin er erklärt, daſs er seinem Feind vergebe, er möge sterben oder am Leben erhalten werden.

Den 7ten. Nachdem die Theater seit der Aschermittewoche verschlossen gewesen sind, werden sie heute zum erstenmal wieder geöffnet. Da jetzt die Fasten sind, so stellt man meistens Stücke aus der Bibel vor. Im *Theatro Fiorentino* giebt man: *Le Profezie di Debora, ossia la morte di Sissera, Tragedia spettacolosa.* Im *Theatro del Fondo* wird ein biblisches Singstück aufgeführt unter dem Titel: *Saulle.* Auf dem *Theatro nuovo sopra Toledo* spielt eine neue Gesellschaft von Komikern, die heute das Stück geben: *L'ajuto, da chi si crede il meno*, und darauf eine Farce unter dem Titel: *Bernardone Medico.* Im *Theatro Carlino* hat man seinen Gegenstand aus Amerika hergeholt, und spielt die Entdeckung dieses Welttheils durch Columbus.

Im groſsen St. Carlstheater, so wie in dem *Theatro Ferdinando* wird heute noch nicht gespielt.

Den 10ten. Heute wird hier die Königinn von Sardinien, die Sonntags den 7ten gestorben

ist, in der St. Katharinen-Kirche beigesetzt. Sie beklagte sich seit 14 Tagen über einen Schmerz unter dem Herzen, fuhr aber dabei aus, und besuchte noch in der vergangenen Woche die Kirche. Dieser Schmerz aber ist in den Kopf gestiegen, und soll die Ursache ihres Todes geworden seyn.

Sie war die Tage über in dem Pallast, worin der König von Sardinien wohnt, auf einem Paradebette zu sehen. Aber das Gerüst, auf welchem sie lag, war mindestens vier Ellen hoch, und man konnte fast gar nichts von ihr entdecken, zumal da man nur durch das Zimmer durchgehen durfte, ohne sich darin zu verweilen. Es waren an zwanzig Geistliche in dem Trauerzimmer, die für die Seele der Entschlafenen beteten. Eine gelbe Decke hing von dem Gerüst herunter, und eine Menge Candelabers mit Kerzen standen um dasselbe.

Die Königin ging in ihrem Leben höchst einfach, nemlich mit einer niedrigen Haube, einem schwarzen Halstuch u. s. w., weil sie ihren Schmuck der Jungfrau Maria geopfert hatte.

Es

Es heifst, sie wird einbalsamirt, und nur so lange in der St. Katharinen-Kirche beigesetzt, bis der König in seine Staaten zurückkehren und sie mitnehmen kann. Sie hat vor ihrem Tode verordnet, ganz ohne Pomp, wie eine dürftig Verstorbene, beigesetzt zu werden. Der unglückliche Ludwig XVI. war ihr Bruder. Der Schmerz, ihn und ihre königliche Schwägerin Antoinette auf dem Blutgerüst, sich aus ihrem Staat verdrängt, und so viel tausendfaches anderes Übel zu sehen, mag lange schon an ihrem Herzen genagt haben.

Den 18ten. An der Post ist folgende Ankündigung: *E uscito alla luce il primo tomo della Bibliotheca medica Browniana Germanica*, *publicata dai Signori Giuseppe Belluomini e Luigi Giobbe.* Dieser erste Band ist mit Browns Portrait geziert, kostet aber nur 20 Gran oder 6 Ggr. Denn man mufs wissen, dafs hier die Bücher zu einem äufserst wohlfeilen Preise verkauft werden. Sie scheinen eine Waare zu seyn, die hier noch keinen Werth erhalten hat.

Den 19ten. Wenn man auch nicht wüſste, daſs heute das Fest des heiligen Josephs ist, so würde man es schon mit frühem Morgen erfahren. Ein Knallen von Kanonenschlägen, womit man den Tag begrüſst, und womit überhaupt die Feste groſser Heiligen begrüſst werden, läſst sich von allen Seiten hören, und dem Israeliten Joseph, der lange vor dem Mönch Schwarz lebte, steigt Pulverdampf zum Opfer entgegen. Übrigens betteln die Armen schon seit einigen Tagen in seinem Namen um Almosen.

Den 20ten. Indem ich heute über den Monte Dragone, unweit meiner Wohnung, ging, sah ich einen sterbenden Menschen an einer Thüre liegen, um welchen einige andere Menschen herumstanden. Die Bettler treiben hier oft die scheuſslichste Verstellung bey ihrem Handwerke, aber hier sah man, daſs es Ernst war, und daſs der Tod mit starken Schritten sich näherte. Die tief verfallene Wange, das brechende Auge, das ganze ausgemergelte Gerippe zeigte deutlich, daſs hier keine Verstellung mehr möglich war. In die eine Hand hatte man etwas Kupfermünze

gelegt. In der Angst legte ich etwas dazu, und eilte hinweg; denn ein solcher Anblick hat etwas höchsterschütterndes, wenn man nicht helfen kann.

Ich führe dies als ein Beispiel von der äusserst vernachläſsigten Polizei an. Es sind Hospitäler vorhanden, so groſs, wie Städte, und es ist unbeschreiblich, welche Erscheinungen von Kranken, von Sterbenden, von Wundenvollen, von den scheuſslichsten Gebrechlichen man auf den Straſsen hat. Ich habe an einer der volkreichsten Straſsen eine Frau mit todtblassem Antlitz auf dem Rücken liegen sehen, aus deren Munde Blut hervorquoll, und die mit schreienden Kindern umgeben war. Ich habe in einer andern einen Mann in Convulsionen, und wie wahnsinnig an der Erde liegend erblickt, ohne daſs jemand darauf achtete. Von den Nackten und Halbnackten, und über Hunger Schreienden will ich hier gar nicht reden; aber man kann denken, was man dabey empfindet, wenn man dergleichen Scenen nicht von Jugend auf gewohnt ist.

Den 21ten. Es heifst schon seit einiger Zeit, der französische General Murat wird hieher kommen, und der Pallast, den er bewohnen soll, ist schon bereit. Er liegt ohnweit Khiaja, und ist sehr grofs.

Heute, Sonntags Nachmittags, sah ich den Kronprinzen fahren. Ganz vorauf kamen zwey Laufer, sodann sprengten mehrere Reuter daher, und hierauf folgte der Prinz in einem offenen Wagen. Er hatte einen sehr alten Mann neben sich, und fuhr selber.

Der Kronprinz scheint ein gesunder starker Mann zu seyn. Er hat ein volles Gesicht, und etwas herunterhängende Wangen, aber zugleich etwas sehr Gutmüthiges in seiner Physiognomie. In einigen Zügen hat er Ähnlichkeit mit der Königinn.

Den 24ten. Man hat den General Murat erwartet, aber er ist nicht gekommen. Statt seiner ist ein anderer unbekannter General, und ein Generaladjutant erschienen, die in dem Palais logiren, das für ihn bestimmt war. Ich weifs

nicht, wie mir immer das horazische *contendere durum est cum victore* einfällt.

Ich war eben in der Strada Khiaja, als sie ankamen. Sie hatten zwey grolse Reisewagen bey sich, und wurden von sechs neapolitanischen Reutern begleitet; aber da es schon Abend war, so machte ihre Ankunft wenig Aufsehen. Die Nacht hindurch ist ihr Palais stark erleuchtet gewesen.

April.

Den 3ten. Seit geraumer Zeit liegen hier zwey russische Kriegsschiffe im Hafen. Heute, als ich von ohngefehr auf den Molo kam, liefs sich aus mehrern Umständen schliefsen, dafs sie im Begriff sind, auszulaufen. Sie wurden aufgetakelt, und alles war in Beschäftigung. Es ist unglaublich, welche gefährliche Arbeiten auf den Schiffen vorkommen. Die Menschen müssen an den thurmhohen Masten wie Vögel herumklettern, und über dem Abgrund gleichsam schweben. Die Arbeit der Thurmdecker und Maurer

ist nichts dagegen. Ich sah selbst einen Cadett oder Officier unter dem grofsen Mastkorb herumklettern, und sich dann sehr künstlich auf denselben hinaufschwingen. Die Landsoldaten sind nur im Kriege in Gefahr. Die Seeleute im Kriege und Frieden.

Den 4ten. Gestern Abend ist der General Acton von Palermo zurückgekommen, wo er seit einigen Monathen bey dem Könige gewesen ist. Er wurde schmerzlich erwartet, weil er vielen darbenden Personen, die auf ausgebliebene Pensionen, auf Gehalt u. s. w. harren, Hülfe bringen, und viele Unglückliche, die es in der Revolution geworden sind, wieder glücklich machen soll. Es heifst, der König sendet ihn voraus, um das Gros der Supplicanten zu befriedigen, damit er selber bey seiner Ankunft nicht zu sehr mit Bitten bestürmt wird.

Heute sah ich wieder einige Strafsenredner, die dem Pöbel predigten. Einer hatte sich unter einen Laden gestellt, in welchem sonst Eisenwaaren verkauft werden, und zwar an einer Ecke, wo Wagen über Wagen vorbeyfuhren.

Hier predigte er nach Herzenslust. Welche Stimme mufste er haben, um die schmetternden neapolitanischen Wagenräder zu überschreien! Aber er überschrie sie.

Die Leute, die um ihn her standen, hatten die Hüte abgenommen, aber die Mützen nicht. Ich denke, dies ist Ehre genug für diese Strafsenreden. Auch die Vorübergehenden pflegen den Hut abzunehmen, und ich habe dies sonst selber gethan; aber seitdem ich den Soldaten Christi habe predigen hören, thue ich es nicht mehr. Es fing bald darauf an zu regnen. Ich hoffe doch, dafs das Volk den Schreier wird haben stehen lassen.

Den 12ten. Das Schiff Archimedes, das hier seit einiger Zeit im Hafen lag, und, nach Aussage der Mannschaft, den 20ten nach Palermo segeln wollte, um den König zu holen, ist schon früher abgegangen, und auch in Caserta, wo sich der König von Sardinien nach dem Tode seiner Gemahlin aufhält, werden allerhand Einrichtungen gemacht. Es ist also wahrscheinlich, dafs

der König bald zurückkommen wird, obwohl nichts gewisses davon verlautet.

Den 15ten. Heute ist der grüne Donnerstag, und dieser ist sehr merkwürdig für Neapel. Das ganze Jahr hindurch fahren hier unglaublich viele Kutschen auf den Strafsen; heute Nachmittag ist dies untersagt, und alles geht zu Fufs in den Strafsen. Ich war in Toledo, und fand sie so gedrängt voll, dafs ich 30 bis 50000 Menschen iu der ganzen Länge der Strafse rechnete. Männer und Frauen von irgend einiger Bedeutung waren schwarz gekleidet.

Die grofse Anzahl von Lustwandelnden wird auch dadurch verursacht, dafs heute der König, und in dessen Abwesenheit, der Kronprinz zu Fufse vier Kirchen besucht, um die heiligen Gräber zu sehen. Ohngefehr um 3 Uhr Nachmittags kam er unter einer grofsen Begleitung von Soldaten, Officieren, Hofleuten u. s. w. aus dem königlichen Pallast, und der Zug ging langsam vor dem St. Carlstheater vorbey. Zuerst kam eine Schaar von Leuten, die im Pallast eine gewisse Wache haben, mit Kurzgewehren, dann

die königlichen Läufer, hierauf die übrige Dienerschaft. Hinter diesen folgten Soldaten von der Infanterie und Cavallerie, sodann ihre Officiere, und endlich der Hof mit dem Kronprinzen. Er war weiſs gekleidet, mit gelben Aufschlägen und Kragen, weiſser Weste, und blauen Pantalons mit ungarischen Stiefeln.

Als er aus dem Palais herauskam, schien er etwas ängstlich; aber als er ohngefehr nach einer Stunde von dem Besuch der Kirchen zurückkehrte, hatte sich seine Mine mehr aufgeheitert, und er grüſste von allen Seiten.

Es waren nicht in allen Kirchen Vorstellungen bey dem heiligen Grabe, und in einigen brannten blos Lichter auf dem Altar, zwischen denen die Hostie unter Blumengeschirren in ihrem Behältniſs stand. Diejenige, die mir am besten gefiel, sah ich in einer Kirche an Toledo. Hier war der Altar bis oben an das Gewölbe mit Wolken umgeben. In der Mitte derselben erblickte man Gott den Vater, mit Engeln umringt. Unter demselben, wo die meisten Lichter brannten, war ein gläsernes Behältniſs mit dem

Corpus Christi. Vor dem Altar knieten Adam und Eva, tief in Schmerz versunken, und den erschlagenen Abel zu ihren Füſsen. Unter dieser Gruppe las man die Inschrift:

Primi progenitores.
Prima mors.
Primus luctus.

„Die ersten Eltern, der erste Tod, die erste Trauer." Hinter derselben standen zwey kleine Altäre mit transparentem Feuer, um an die Ursache dieses ersten Mordes zu erinnern. Am Fuſse des Altars brannten eine groſse Menge Lichter mit Blumengeschirren dazwischen, und das Ganze machte eine angenehme Wirkung.

Den 19ten. Heute, den zweiten Ostertag, ging ich nach Tische von ohngefehr durch die Villa. Da sah ich vor mir eine Menge Weiber, die sehr ausgelassen waren. Zwey von ihnen schlugen das Tambourin, und die übrigen tanzten die Tarantelle unter Singen und Lachen. So tanzten sie durch die ganze Villa, ohne die mindeste Anwandlung von Verlegenheit, und wo sie einen Mann von ihrem Gelichter trafen, da

versammelten sie sich mit grofsem Lerm, und betanzten ihn gleichsam. Es war, als wenn die Tarantel sie gestochen hätte.

Eine solche Scene würde unter den Linden in Berlin, oder im Augarten in Wien, ohnstreitig grofse Aufmerksamkeit erregen, hier sah kaum jemand danach hin.

Den 21ten. Heute Morgen ist endlich der General Murat angekommen. Er hat eine Ehrenwache in seinem Palais.

May 1802.

Den 4ten. Heute ist der Tag, wo ein grofser Theil von Neapel sich in Unruhe und Bewegung befindet. Er ist nemlich zum Ausziehen bestimmt, und um 18 Uhr (jetzt ohngefehr um 2 Uhr Nachmittags nach deutscher Uhr) mufs jeder die Wohnung geräumt haben. Die Strafsen sind mit Hausmöbeln bedeckt, die getragen oder gefahren werden, und 30000 Menschen sind gleichsam unterwegens. Ich war selber einer von

diesen. Übrigens wird die Miethe nicht vierteljährlich, sondern zu Dritteln, also alle vier Monathe bezahlt, und man macht den Hauscontract gewöhnlich auf ein Jahr.

Den 6ten. In der Villa sah man heute einige Soldaten vom Regiment Macedonien, die Weintrauben zum Verkauf ausboten. Sie hingen an grünen Zweigen, und sahen sehr frisch aus; aber bey näherer Untersuchung fand sichs, daſs sie bis auf die Zweige und Blätter, an denen schon wirkliche kleine Trauben saſsen, nachgemacht waren. Ein herzutretender Priester fand die Sache bedenklich, und zwar aus einem Grunde, den man in Deutschland schwerlich errathen würde. Er meinte, sie würden für schwangere Frauen gefährlich seyn, weil sie dadurch in ein nicht zu befriedigendes Gelüst verfallen könnten. Der eine Soldat antwortete, er mache sich nichts daraus, wenn auch die Weiber einen Kanonendeckel zur Welt brächten. Wahrscheinlich heiſst dies bey ihnen so viel, als Mondkalb.

Mir schien die Bedenklichkeit des Priesters selbst etwas weit hergeholt; aber ich hörte

nachher, daſs die Schwangern hier ganz auſserordentliche Gelüste bekämen, und bey weitem stärkere, als in kältern Gegenden. Dabey aber gebähren sie sehr leicht, besonders die Weiber von gemeinem Schlage, und man hört fast nie von einer Wöchnerin, die an Geburtsschmerzen starb.

Den 13ten. Man hat heute in dem Golf eine beträchtliche Anzahl Schiffe gesehen, die sich einen halben Tag darin aufhielten. Nach allen Nachrichten waren die Franzosen darauf eingeschifft, um in ihr Vaterland zurückzukehren, und ihr Verweilen im Golf wurde wahrscheinlich dadurch veranlaſst, um ihre Gefährten, die etwa noch in Neapel waren, mitzunehmen. Wenn die Sonne hier einen langen Sommertag hindurch gebrannt und alles ausgedörrt hat, so wünscht man ihr mit Freuden eine gute Nacht, sinkt sie endlich hinter dem Vommero und Pausilipp hinunter. Ein solches Lebewohl hat man hier den Franzosen bey ihrer Abfahrt gesagt.

Es heiſst, daſs auch die Russen nicht lange mehr hier seyn werden. So viel ich bemerken kann, wird man ebenfalls nicht viele Thränen hinter sie her weinen.

Den 17ten. Es scheint, als wenn die Franzosen nicht das Königreich Neapel verlassen könnten. Ein Sturm, der am 15ten war, hat ihre Schiffe stark beschädigt, und sie haben bey Gaeta anlegen müssen.

Den 20ten. In diesen Tagen ist hier ein Sergeant vom Regiment Real Allemand sehr hart bestraft worden. Er ist nicht Gassen gelaufen, sondern öffentlich durch die Straſsen gepeitscht worden, und zwar so heftig, daſs er bald darauf gestorben ist. Sein Verbrechen soll darin bestanden haben, daſs er nächst dem Solde, den er im Dienst des Königs zog, auch im Dienst der hier noch befindlichen Jacobiner stand, und von ihnen bezahlt ward; dabey soll er überdies durch Schmähschriften gegen den König und die Königin sich strafbar gemacht haben.

Es ist freilich ein groſses Verbrechen, im Dienst eines Monarchen zu stehen, sein Brod von

ihm bekommen, und ihn dabey im stillen zu verrathen.

Den 24ten. Auf dem Largo di Castello, einem grofsen Platz ohnweit dem königlichen Pallast, wird jetzt ein grofses Gerüst erbauet, das seine Vorderseite gegen einen Flügel des Pallastes gerichtet hat, um bey Ankunft des Königs ausgeschmückt zu werden. Seit langer Zeit schon hat man die Ankunft des Königs bestimmt; jetzt endlich scheint sie wirklich sich zu nähern.

Den 26ten. Die endliche Ankunft des Königs kündigt sich sehr prächtig an. Nicht allein auf dem Largo di Castello, sondern auch gegen der Post und gegen dem königlichen Palais über, so wie auf dem Platz Spirito santo am Ende von Toledo, und an andern Orten werden ungeheure Gerüste gebauet, um bey seinem Einzuge einen grofsen und festlichen Anblick zu gewähren. Es sind Architekten dazu aus Rom verschrieben, und viele hundert Menschen sind mit Errichtung derselben beschäftigt.

Den 27ten. Seit einigen Tagen hatte man in meiner Nähe ein Seil von einem Hause zum

andern gezogen, an welchem eine grofse Fahne mit einem Löwen hing, der ein Kreuz hielt. Dies deutete auf die Himmelfahrt Christi, weil in der Nähe eine Kirche *all' ascensione* ist. Gewöhnlich liefs man Abends unter derselben Kanonenschläge knallen und Schwärmer herumfahren, und es wurden zugleich eine Menge kleinerer Fahnen mit Kreuzen ausgehangen. Die Kirche schmückte man prächtig aus, und am Himmelfahrtstage endlich brachte man mehrere Feuerwerke und Feuerräder, die unter der Fahne aufgestellt wurden. Ich wunderte mich, die Figur eines Pulcinell zu erblicken, der ungestalt auf einer Mauer stand, und ein solches Feuerwerk hielt. Eben so sah man eine grofse Puppe, wie ein neapolitanischer Advocat gekleidet, mit einem solchen Feuerwerk.

Der Zuflufs von Menschen nach der Kirche war stark, und am Abend versammelte sich eine grofse Menge Pöbel bey dem Feuerwerk, der allerhand Unfug trieb. Um 10 Uhr endlich brachte man eine Tonne mit Pech, Theer und andern brennbaren Sachen angefüllt, die man anzündete,

und einen grofsen Lerm umher machte. Es war, als wenn die Karaiben einen Menschen braten wollten.

Hierauf zündete man die Feuerräder und andere Maschinen nach einander an. Weit sprüheten die Funken auf den Balkons und in den Strafsen umher, und es waren so viele Kanonenschläge angebracht, dafs ein unaufhörliches Knallen, wie in einer Schlacht, entstand. Nach einer Stunde war alles vorbey.

Man kann sich unmöglich überzeugen, dafs die Himmelfahrt Christi dadurch auf eine würdige Art gefeiert werde, indem kriegerisches Getöse und Kunstfeuer nicht in der kleinsten Verbindung damit stehen. Im Gegentheil würde man die beträchtlichen Unkosten dabey, in Rücksicht auf die drückende Armuth so vieler Tausenden, weit zweckmäfsiger an diesem Feste verwenden können.

Junius 1802.

Den 1ten. Heute ist der spanische Gesandte hier angekommen. Da die Vermählung des Kronprinzen mit der spanischen Prinzessin jetzt verhandelt wird, so erscheint der Gesandte mit vielem Pomp. Er hat zwölf Laufer vor seinem Wagen, und giebt dreierlei Livree: eine an Gallatagen, eine bey halber Galla, und eine gewöhnliche. Spanien hat sich ja immer durch viel äuſseres Gepränge ausgezeichnet. Der Gesandte wohnt übrigens in dem Pallast an der Villa, worin ehmals der englische Gesandte Hamilton gewohnt hat.

Den 4ten. Es sind heute 14 Schiffe mit Getraide aus Palermo angekommen, die wahrscheinlich der König hergeschickt hat. Bey der groſsen Theurung des Brods konnte er keinen angenehmern Vorläufer wählen, und der lauteste Jubel wird ihn gewiſs begrüſsen, wenn er es zu veranstalten vermag, daſs der dreifachgestiegene Preis des Weizens wieder abschlägt.

Den 13ten. Dieser Tag ist der Namenstag des heiligen Antonius, und durch eine Rückerin-

nerung sehr merkwürdig. Vor drey Jahren, nemlich im Jahr 1799, rückten hier königliche Truppen wieder ein, nachdem die Republik einige Monathe bestanden hatte. Von dem, was diesem Zeitpunkt vorherging, und was darauf folgte, liefse sich ein höchst merkwürdiges Buch schreiben. Aber die Data dazu sind sehr schwer zu sammeln.

Den 17ten. Das Frohnleichnamsfest wird hier, wie in allen katholischen Städten, feierlich begangen. Wenn der König da ist, so geht er an diesem Tage zu Fufs in die Kirche St. Chiara; diesmal hat es der Kronprinz an seiner Stelle gethan. Auch übrigens werden viele Processionen mit Musik und Gesang angestellt.

Julius 1802.

Man wundre sich nicht über die grofse Lükke, die sich hier findet. Eine Krankheit, deren Entstehen, Krisis und Abnehmen beinahe drey Monathe dauerte, hat in allen meinen Arbeiten

eine groſse Lücke gemacht, und ich habe kaum vermogt, selber und durch andere die Wetterbeobachtungen fortzusetzen.

Den 13ten. Es verbreitet sich hier jetzt die Nachricht von der Entleibung des Chevalier de Saxe, der in Carlsbad durch die Hand eines Russen fiel. Allgemein im Civil und Militär ist das Bedauren dieses Prinzen, der nach Aller Ausspruch ein vortrefflicher Mann war. Warlich, es ist ein groſser Verlust für die Menschheit, wenn ein edler, rechtschaffener Mann, der hoch steht und einen groſsen Wirkungskreis hat, der Welt entrissen wird. Der Genius der leidenden Menschheit läſst eine heiſse Thräne auf sein Grab rinnen. Wehe der Hand, durch welche dieser Edle fiel; er hat einen groſsen Raub an seinen Nebenmenschen begangen.

Empörender noch ist diese Entleibung, wenn die Sage gegründet ist, daſs der feurige Prinz, nach Überwindung seines wahren Gegners, in einem zweyten Duel von dem Secundanten desselben erschossen ward.

Den 16ten. Was man sonst nur durch Abbildung in Naturgeschichten zu sehen bekömmt, das erblickt man hier sehr oft in der Wirklichkeit, besonders was die Bewohner des Meers betrifft. Ich sah heute einen Schwerdtfisch auf dem Fischmarkt, der zum Verkauf ausgeboten wurde. Er hatte einen Spieſs an der Schnauze von 2 bis 3 Fuſs Länge, und mogte im Ganzen ohngefehr 8 Fuſs lang seyn. Dieser Fisch ist ganz glatt auf dem Leibe, wie ein abgezogenes vierfüſsiges Thier, hat aber groſse Floſsfedern an den Seiten, und einen eben solchen aber ausgezackten Schwanz. Er war übrigens so dick, wie ein junges Schwein, und ich schätzte sein Gewicht auf 150 Pfund. Das Fleisch, das ganz weiſs, wie Klippfisch, ist, wird sehr theuer verkauft, nemlich das Rottolo zu 10 bis 15 Carlin; dennoch ist es nicht so schmackhaft, als das Fleisch des Thunfisches. Er wird aber auch nicht bey Neapel, sondern bey Sicilien gefangen.

Den 20ten. Man sieht ein Edict gegen die Bettelei angeschlagen, welches sehr wohl einge-

richtet ist, und nothwendig wirksam seyn muſs, wenn es gehörig befolgt wird. Es fangt so an:

Volendo noi con efficace misure prevenire i delitti, che la mendicita suol produrre, e promovere nel stesso tempo verso i veri poveri l'esercizio di tutti i doveri d' umanita e di beneficenza; abbiamo ordinato la rinovazione degli ordini per la reclusione generale dei poveri della Capitale nel Reale Albergo istituito dalla Augusta memoria del Nostro Genitore; ed abbiamo disposto, che de' simili stabilimenti per canale della Real Segretaria di Azienda, ci si propongano subito per le Provincie del Regno, dove sara proveduta efficacemente a questo male.

Es folgen jetzt viele Punkte, worin alles bestimmt ist, was die Bettelei hintertreiben kann. Die bemittelten Leute sollen sogleich für ihre bettelnden Anverwandten sorgen, und wer vom Gegentheil überwiesen wird, soll sechs Monathe ins Gefängniſs kommen, und für den Bettelnden, den man in das groſse Armenhaus bringt, monathlich 30 Carlin bezahlen. Alle Arbeitsfähige sollen in den groſsen Armenhäusern untergebracht, beschäftigt und ernährt werden. Alle

Unfähige und Kranke sollen in den Hospitälern ihr Brod finden, und wer sich selber bey diesen Anstalten einfindet, für den soll auf alle mögliche Art gesorgt werden. Wenn dies Edict nicht eludirt und in seiner Kraft befolgt wird, so wird auf einmal viel Scheufsliches und Empörendes in Neapel verschwinden. Die Zeit wird es lehren.

August 1802.

Den 7ten. Wenn der Namenstag, oder das Fest eines Heiligen erscheint, so wird ihm zu Ehren gewöhnlich ein Altar öffentlich erbauet, und ein Feuerwerk abgebrannt. Als ich heute etwas spät zu Hause kam, bemerkte ich die Anstalten zu einem solchen Feuerwerk auf dem Largo del Vasto, und ein Schwärmer kam mir in horizontaler Richtung entgegen. Zu meiner Verwunderung flog dieser Schwärmer an den eisernen Balkon eines Hauses, knallte, und kehrte dann auf demselben Wege, den er gekommen war, in horizontaler Richtung zurück. Diese

Erscheinung war mir seltsam, und ich konnte sie mir nach den Regeln der Schwere und nach den sonstigen Bewegungen der Schwärmer nicht erklären. Ich wollte eben die Erscheinung für einen seltsamen Zufall halten, als ein anderer Schwärmer kam, und denselben Weg und Rückweg machte. Gleich darauf kehrte ein anderer auf halbem Wege wieder um. Etwas ähnliches war mir noch nie vorgekommen. Ich entdeckte endlich, daſs die Schwärmer sich an einem Drat bewegten, der einige hundert Schritte lang gezogen war, und also eine bestimmte Richtung behalten muſsten. Es schien beynahe, als wären sie irgendwo hingesandt, um etwas auszurichten, und kehrten dann eilend zurück.

Die Sache ist also ganz einfach, aber die Erfindung sinnreich. Es lieſse sich etwas sehr wichtiges darauf gründen, aber ich kann mich nicht entschlieſsen, die Sache früher bekannt zu machen, ehe sie durch Proben bewährt ist.

Den 8ten. Heute sind die Russen, nach einem mehrjährigen Aufenthalt, endlich wieder abgesegelt. Sie nehmen das Bedauren der Nea-

politaner nicht mit, und ihre Abreise wird nur von Caffeewirthen, Eisverkäufern, Weinhändlern u. s. w. beklagt. Es ist dies kein Wunder. In ganz Europa wird kein Militär so gut bezahlt, als hier die Russen, und die Nation mufste doch das Geld dazu aufbringen. Ein Lieutenant bekam monathlich 60 neapolitanische Ducaten (à 1 Thlr. 6 Ggr.), freie Wohnung und andere Emolumente. Es ist einzusehen, wie viel die Stabsofficiere bekommen haben. Es wurden ihnen jeden Abend ihre bestimmten Wachslichter und viele andere Bequemlichkeiten geliefert. Solche theure Gäste sieht man lieber gehen, wie kommen. Indessen sind sie bey den Greueln und Unordnungen der Revolution der Stadt von grofsem Vortheil gewesen.

Die Fortsetzung künftig.

Wetterbeobachtungen in Neapel.

Im Februar 1802.

Der Februar scheint hier in der Veränderlichkeit der April von Deutschland zu seyn; nur in der Kälte nicht. Er ist milder, und man sieht den Schnee höchstens auf den Apenninen, auf dem Vesuv, und dem Monte Gauro.

Den 15ten Februar, Morgens um 7 Uhr $11\frac{1}{2}$ Grad Reaumür, trübe, Südostwind, oder Scirocco.

Nachmittags um 2 Uhr 12_{1} Grad, stürmisch und regnigt, Südostwind. Um $3\frac{1}{2}$ Uhr ein Gewitter mit Blitz und Donner. Darauf folgte ein heftiger Platzregen mit Sturm und Hagel. Abends um 9 Uhr 7 Gr. R. beinahe sternklar.

Den 16ten Morgens um 8 Uhr 7½ Grad, trübe, Westwind. Mittags um 1 Uhr 12 Grad R. wolkigt, Westwind. Abends um 8 Uhr 6 Grad R. beinahe sternklar.

Der gestrige Platzregen hat die Strafsen, die seit einiger Zeit sehr feucht und schmutzig waren, endlich wieder trocken gemacht. Trocken? fragt man; ja, so ists, der Platzregen macht hier trocken, und die Sache geht ganz natürlich zu. Da Neapel mit lauter Quadersteinen gepflastert ist, so sammelt sich nur Feuchtigkeit und Schmutz darauf, wenn es gelinde regnet, und die Neapolitaner haben daher auch den Ausdruck: *piove della merde*, es regnet Koth. Kömmt aber ein Platzregen, so spühlt er allen Unrath mit sich weg, und die glatten Steine sind in wenigen Stunden trocken.

Den 17ten Morgens um 8 Uhr beinahe 6 Grad R., regnigt, Nordostwind. Nachmittags um 3 Uhr 7 Gr. R., regnigt, Nordwind, Abends um 8 Uhr 4½ Gr. R., beinahe sternklar.

Den 18ten Morgens um 6 Uhr beinahe 3 Gr. R., heiter, Nordwind. Mittags um 11 Uhr,

etwas wolkigt. Nachmittags und die halbe Nacht hindurch beständiger Regen, ohngefehr 6 Gr. R. Westwind.

Den 19ten Morgens um 7 Uhr 6 Grad R., wolkigt, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 10 Gr. R., Nordwind.

Den 20ten Morgens um 6 Uhr beinahe 3 Gr., heiter, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr 10 Gr. heiter, Westwind. Die Nacht hindurch starker Regen.

Bey dieser unfreundlichen Witterung blühen demohngeachtet die Mandelbäume schon; aber, wie man mir sagt, weit später, als sonst.

Den 21ten Morgens um 8 Uhr 6 Grad R., wolkigt, Nordwind. Der Golf ist bey diesem Winde ganz mit Schiffen bedeckt, die absegeln; denn mit dem Nordwinde, oder auch mit der halben Direction desselben, können die Schiffe nur auslaufen. Nachmittags um 3 Uhr 7 Gr. R. halbheiter, windig. Der Vesuv, der Monte Gauro, und die Apenninen sind so stark mit Schnee bedeckt, wie den ganzen Winter noch nicht.

Den 22ten Morgens um 7 Uhr 4 Grad R., heitrer Himmel, Nordwind. Auch dem hiesigen Februar nach mufs in Deutschland ein strenger und veränderlicher Winter mit vielem Schnee seyn. Nachmittags um 3 Uhr 10 Gr. R., trübe, Nordwestwind. Den ganzen Winter hindurch, der doch gewifs zu Zeiten nicht milde ist, hat man die Russen, die noch in Neapel liegen, nakkend in dem Hofe ihres Quartiers herumlaufen sehen. Sie nehmen dort wahrscheinlich ihre Dampfbäder, und halten sich dann noch einige Zeit in frischer Luft auf, oder waschen sich auch mit kaltem Wasser ab. Die vorübergehenden Neapolitaner, die zum Theil bey gelindem Wetter stark friert, und die sich bey dem kleinsten Nordwinde dicht verhüllen, sehen mit Erstaunen dies Volk aus Norden ihrem Winter nackend Trotz bieten.

Abends um 9 Uhr 7 Gr. R., sternklar.

Den 23ten Morgens um 7 Uhr 8 Grad R., trübe, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr 15 Gr. R., abwechselnd Sonnenschein, Nordwestwind.

Abends um 9 Uhr $7\frac{1}{2}$ Gr. R. sternklar. Ein stiller, angenehmer Tag.

Den 24ten Morgens um 7 Uhr, 5 Grad R. heiter, Nordwind. Um 10 Uhr 12 Gr. R. heitrer Himmel, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 14 Gr. R. heiter, und sehr angenehmes, stilles Wetter. Um 2 Uhr 15 Gr. Bey diesem warmen Wetter, in welchem die sogenannten Brummfliegen ins Zimmer kommen, ist der Monte Gauro, der Vesuv, und die grofse Kette der Apenninen hinter Avella, noch immer mit Schnee bedeckt. Abends um 5 Uhr 9 Gr. heiter, Westwind.

Den 25ten Morgens um 8 Uhr 9 Gr. halbheiter, Westwind. Um zehn Uhr 13 Gr. noch etwas wolkigt, aber mehr Sonnenschein. Mittags um 1 Uhr 15 Gr. Sonnenschein, Westwind. Abends um 8 Uhr 9 Gr. regnigt und windig.

Den 26ten Morgens um 8 Uhr 11 Gr. trübe, Südwestwind. Mittags um 1 Uhr über 15 Gr. Sonnenschein, Südwind. Abends um 7 Uhr 10 Gr. sternklar.

Den 27ten Morgens um 6 Uhr 8 Gr. heiter. Um 8 Uhr 10 Gr. Ein stiller, sehr schöner Mor-

gen, mit der mildesten Frühlingsluft. Nordwind. Mittags um 12 Uhr 16 Gr. heitrer Himmel, Nordwind. Es scheint, als käme nun der wirkliche Frühling heran, da der Nordwind anfängt so warm zu werden. Um 2 Uhr 19 Gr. Nordwind. Abends um 9 Uhr beinahe 11 Gr. sternklar.

Den 28ten Morgens um 7 Uhr beinahe 11 Gr. halbheiter, Nordwind. Um 10 Uhr $15\frac{1}{2}$ Gr. heitrer Himmel, und ein stilles, äufserst schönes Wetter, wie man es in Deutschland seit einigen Jahren fast gar nicht mehr kennt. Nachmittags um 3 Uhr $17\frac{1}{2}$ Gr. heiter, West-Westnordwind. Es ist so stille warme Luft, dafs man den Schatten sucht. Die grofsen, oder die sogenannten Saubohnen blühen jetzt, und die Mandelbäume haben schon lange geblühet. Indessen kömmt doch dies Jahr alles später, weil ein besonders kalter und unfreundlicher Winter gewesen ist. Der Schnee auf dem Monte Gauro und auf den Apenninen ist noch nicht geschmolzen. Abends um 8 Uhr 11 Gr. sternklar, ganz stille Luft.

März 1802.

Den 1ten Morgens um 6 Uhr 8 Gr. heitrer Himmel, Westwind. Um 1 Uhr Nachmittags 16½ Gr. heiter, Südwind. Überhaupt ein schöner Frühlingstag.

Den 2ten Morgens um 6 Uhr 11 Gr. wolkigt, Südwind, hernach etwas Regen. Abends um 7 Uhr beinahe 12 Gr. Ein trüber, windiger Tag.

Den 3ten Morgens um 7 Uhr 11½ Gr. wolkigt, Südwind. Mittags um 1 Uhr 17 Gr. Sonnenschimmer, Südwind. Abends um 9 Uhr 10 Gr. sternklar. Ein milder Frühlingstag mit etwas Regen.

Den 4ten Morgens um 8 Uhr 10 Gr. heitrer Himmel, Nordwind. Um 10 Uhr 14½ Gr. Wetter, wie vorhin. Um 12 Uhr 17 Gr. wie vorhin. Nachmittags um 3 Uhr 18 Gr. Um 5 Uhr 14½ Gr. Nordwestwind.

Den 5ten. Ein angenehmer Tag, mit Sonnenschein und Wolken. Das Thermometer auf 16 bis 17 Gr. Mittags; Nordwestwind. Abends um 9 Uhr 10 Gr. etwas trübe.

Aus Wien hat man die Nachricht erhalten, daſs dort ein sehr kalter Winter gewesen ist.

Den 6ten Morgens um 7 Uhr 10 Gr. halbheiter, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr 16 Grad, Westwind. Wie vorhin.

Ich muſs bemerken, daſs von heute an das Thermometer gegen Norden hängt.

Ein stiller Tag mit Sonnenschein und Wolken.

Den 7ten Morgens um 7 Uhr 10 Gr. trübe, Westwind. Ein stiller, etwas räucherichter Morgen; aber nachher auch Sonnenschein. Überhaupt ein angenehmer Tag.

Den 8ten. Fast die ganze vergangene Nacht hat es geregnet. Morgens um 9 Uhr 13 Gr. trübe, Nordwind. Bald darauf wieder regnigt. Mittag und Nachmittag anhaltender heftiger Regen mit Westwind, 11 Grad.

Den 9ten. Wieder starker Regen in der Nacht. Am Morgen Sonnenschein und Wolken, 10 Gr. Mittags um 12 Uhr über 12 Gr. wolkigt, Südwind. Das Meer brüllt heftig. Abends um 9 Uhr 8 Gr. sternklar. Am Nachmittage hat es

noch stark geregnet, aber der Nordwind hat sich zugleich eingefunden.

Den 10ten. Morgens um 6 Uhr 7 Gr. heiter, Nordwind. Nachher bezog sich der Himmel mit Wolken. Mittags über 15 Gr. heiter, Nordwind. Die Berge sind noch mit Schnee bedeckt, und ich mögte aus mehreren Umständen schließen, daſs es in Deutschland sehr kalt seyn und viel Schnee fallen muſs. Abends um 8 Uhr beinahe 9 Gr. sternklar.

Den 11ten Morgens um 7 Uhr 7 Gr. heiter, und ein scharfer Nordwind. Diesen Wind pflegt man hier Bergwind zu nennen, wahrscheinlich, weil er von den Apenninen herkömmt. Man kann dabey sehr gut einen Oberrock und noch einen Mantel darüber vertragen. Mittags um 12 Uhr 14 Gr. heiter, Nordostwind. Abends um 9 Uhr 8 Gr. sternklar.

Den 12ten Morgens um 6 Uhr $5\frac{1}{2}$ Gr. heitrer Himmel, Nordostwind. Dieser Grad von Kälte ist hier nach meiner Meinung im März etwas ungewöhnliches. Mittags um 12 Uhr 14 Gr.

heiter, Nordostwind. Abends um 9 Uhr $8\frac{1}{2}$ Gr. sternklar.

Den 13ten Morgens um 6 Uhr 6 Gr. heiter, Südwind. Es ist kein Wunder, daſs hier dies Jahr alles bey weitem später kömmt, wie es gewöhnlich kommen soll, da wir für Neapel so äuſserst kalte Nächte haben. Die Sonne behauptet freilich ihr Recht am Tage, und sobald sie eine gewisse Höhe erreicht hat, ist es Sommer. Aber des Morgens und Abends ist es mehr als kühl; man kann sehr gut Caminfeuer oder selbst einen warmen Ofen vertragen. Da die Neapolitaner davon nichts wissen, so erwärmen sie sich bey Kohlenbecken. Mittags um 1 Uhr 14 Gr. wolkigt, Südwind. Dieser Wind muſs noch nicht vorhanden seyn, obwohl die Wetterfahnen ihn anzeigen. Die Luft ist bey weitem zu kühl für diesen Wind, und das Meer, das sonst bey dem gelindesten Südwinde gleich in Aufruhr geräth, und schäumende Wellen gegen den Strand wälzt, ist gänzlich ruhig.

Den 14ten Morgens um 7 Uhr $8\frac{1}{2}$ Grad, Regen, Südwind. Mittags um 12 Uhr 10 Gr. Re-

gen, Westwind. Abends um 9 Uhr unter 8 Gr. Noch immerfort Regen. Der Neapolitaner hat das Sprichwort: *il Marzo è pazzo*, der März ist ein Narr, wahrscheinlich wegen seiner Veränderlichkeit. Man muſs gestehen, daſs er bis jetzt ein recht bösartiger Narr ist, da er so kalte Luft und doch so vielen Regen bringt, nachdem wir den Winter hindurch schon eine ganze Sündfluth von Regen gehabt haben.

Den 15ten Morgens um 6 Uhr 6 Gr. Wolken und Sonnenschein, Westwind. Mittags um 11 Uhr 12 Gr. heiter, Westwind. Abends um 9 Uhr beinahe 9 Grad, trübe.

Den 16ten Morgens um 7 Uhr 5 Gr. Platzregen, Westwind. Die Berge sind überall wieder mit Schnee bedeckt, der Sommo, der Vesuv, der Monte Gauro, ja noch ein Berg weiter hin zum Cap Minervä, wo sonst die Meerluft nicht leicht Schnee duldet. Mittags um 12 Uhr 9 Gr. trübe. Es ist zwar der erste Winter, den ich mich in Neapel befinde, und ich darf im Ganzen noch nicht urtheilen, aber dieser Winter scheint mir sehr unfreundlich zu seyn, und im

März noch einen Grad von Kälte zu haben, wie man ihn in Neapel nicht vermuthet. An einen ewigen Frühling, wie so manche Schriftsteller sich ausdrücken, ist hier also gar nicht zu denken, und wenn auch die Luft nicht kalt ist, so kömmt doch wenigstens eine gewisse Regenzeit, die beinahe schlimmer, als Kälte ist. Es muſs dies Jahr ein vorzüglich böser Winter statt finden, sonst könnte das Clima von Neapel keinen so groſsen Ruf haben. Abends um 9 Uhr 8 Gr.

Ich habe heute etwas besonders schönes gesehen. Wenn man auf dem groſsen Platz Largo di Castello geht, so ragt der Vesuv hie und da über die Häuser hervor. Die mit Schnee bedeckte Spitze desselben war heute gegen Abend von der Sonne erleuchtet, unterdeſs alles übrige im Schatten lag, und dies gewährte einen äuſserst schönen Anblick. Sie lag in einem hellen, reizenden, und gleichsam verklärten Licht da. Noch habe ich keinen Funken Feuer aus dem Vesuv hervorkommen sehen, aber das Gegentheil davon sah ich nun schon oft, und auch dies ist schön.

Den 17ten Morgens um 7 Uhr $5\frac{1}{2}$ Gr. Nordwestwind, wolkigt. Mittags um 1 Uhr $9\frac{1}{2}$ Gr. Nordwind, wolkigt. Abends um 9 Uhr 7 Gr. beinahe sternklar. Ein rauher Wind hat den Tag über gewehet, und die Neapolitaner sagen, daſs sie keiner solchen Kälte und unfreundlichen Luft im März sich zu erinnern wissen. Wie muſs es in Deutschland aussehen?

Den 18ten Morgens um 7 Uhr $5\frac{1}{2}$ Gr. Nordostwind, heiter. Mittags um 12 Uhr beinahe 13 Gr. heiter, Nordwind. Abends um 9 Uhr unter 7 Gr. sternklar. Ich höre, daſs in den Gebirgen von Abruzzo der Schnee mannshoch liegen soll. Etwas auſserordentliches muſs vorgehen, sonst könnte hier unmöglich eine so rauhe Witterung seyn.

Den 19ten Morgens um 6 Uhr 6 Gr. heiter, Nordwind. Um 11 Uhr 13 Gr. heitrer Himmel, Abends um 9 Uhr beinahe 9 Gr.

Den 20ten Morgens um 6 Uhr 6 Gr. heiter, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr 14 Gr. heiter. Abends um 11 Uhr beinahe 9 Gr. etwas trübe.

Den 21ten Morgens um 7 Uhr beinahe 9 Gr. trübe, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr beinahe 14 Gr. wolkigt und Sonnenschein. Abends starker Regen.

Den 22ten Morgens, regnigt, so wie die Nacht hindurch. Um 7 Uhr beinahe 9 Gr. Südwestwind. Mittags beinahe 10 Gr. regnigt, Südwestwind. Im Ganzen ein unfreundlicher feuchter Tag. Auf das Fort St. Elmo, das bey weitem keine Wolkenhöhe hat, hatte sich heute eine Wolke herabgelassen, und verhüllte seine hohen Mauern.

Den 23ten Morgens um 7 Uhr 9 Gr. trübe, Westwind. Hernach regnigt, Mittags um 1 Uhr beinahe 14 Gr. wolkigt. Abends um 9 Uhr 9 Gr. sternklar.

Den 24ten Morgens um 6 Uhr 7 Gr. heiter, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 15 Gr. Nordwind, heiter. Abends um 9 Uhr beinahe 9 Gr. sternklar. Ein ziemlich heitrer Tag, aber mit etwas kaltem Winde.

Den 25ten Morgens um 6 Uhr 6 Gr. Wolken und Sonnenschein, Nordwind. Man glaubt

hier, dafs ein fruchtbares Jahr eintritt, wenn der März rauh und feucht ist, wie man dies ohngefehr in Deutschland von dem Mai glaubt; aber für Neapel scheint mir der März doch zu unfreundlich zu seyn, und ich kann ohnmöglich glauben, dafs er in der Regel diesen Grad von Kälte hat. Mittags um 1 Uhr 13 Gr. wolkigt. Abends um 9 Uhr beinahe 9 Gr. wolkigt.

Den 26ten Morgens um 6 Uhr $7\frac{1}{2}$ Gr. halbheiter, Nordwind. Mittags um 12 Uhr 14 Gr. Wolken und Sonnenschein, Nordwind. Abends um 9 Uhr beinahe 9 Grad, sternklar. Ein ziemlich angenehmer, aber etwas windiger Tag.

Den 27ten Morgens um 6 Uhr 8 Grad, heitrer Himmel, Nordwind. Um 11 Uhr 16 Grad, ebenso. Angenehmes Wetter, obwohl noch einige Spuren von etwas rauhem Winde. Mittags um 1 Uhr 17 Gr. heiter. Abends um 9 Uhr über 10 Gr. sternklar.

Den 28ten Morgens um 6 Uhr 9 Gr. heitrer Himmel, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 17 Gr. Nordwind. Abends um 9 Uhr 11 Gr. sternklar.

Den 29ten Morgens um 6 Uhr $7\frac{1}{2}$ Gr. heiter, Nordwind. Um 9 Uhr 15 Gr. heiter, Südwestwind. Mittags um 1 Uhr 14 Gr. wolkigt, Südwestwind. Abends um 9 Uhr 10 Gr. wolkigt. Den Tag über ein etwas rauher Wind, seitdem er sich nach Südwest gedrehet hatte.

Den 30ten Morgens um 6 Uhr 8 Gr. heiter, Südwestwind. Mittags um 2 Uhr 10 Gr. heiter, Südwestwind. An der Spitze des Pausilipp zeigt sich seit gestern schon eine gewisse Trübheit im Meer, welche gewöhnlich schlecht Wetter bedeutet. Abends um 9 Uhr 11 Gr. halbheiter. Ein angenehmer stiller Tag.

Den 31ten Morgens um 6 Uhr 9 Gr. beinahe heiter, Nordostwind. Mittags um 1 Uhr 18 Gr. heiter. Abends um 10 Uhr 10 Gr. wolkigt.

April 1802.

Den 1ten Morgens um 6 Uhr $8\frac{1}{2}$ Gr. heiter, ein etwas kalter Nordostwind. Mittags um 1 Uhr 16 Gr. heiter. Abends 9 Gr. sternklar.

Den 2ten. Ein temperirter, heitrer Tag.

Den 3ten Morgens um 8 Uhr 10 Gr. heiter, Nordwind. Um 12 Uhr 14 Gr. ebenso. Nachmittags um 5 Uhr 10 Gr. Nordwestwind. Etwas trübe nach dem Pausilipp zu. Nachts um 12 Uhr 8 Gr. trübe.

Den 4ten Morgens um 6 Uhr $9\frac{1}{2}$ Gr. trübe, Westwind. Mittags 13 Grad, indem die Sonne hervorgekommen war; sodann fiel es gleich wieder auf 12 Gr. Überhaupt sind die Bäume und Erdfrüchte dies Jahr hier so weit zurück, daſs man sich dergleichen Verspätung nicht erinnert. Es ist alles freilich in der Blüthe, und die Feigen haben schon Blätter und Früchte, auch die Weinstöcke fangen an auszuschlagen; aber alles dies hätte weit früher kommen sollen. Der Pausilipp sieht noch gar nicht recht grün aus. Nachmittags etwas Regen, Abends 8 Gr. sternklar.

Den 5ten. Morgens um 7 Uhr 8 Gr. wolkigt, Westwind. Nachher klärte es sich auf, und wurde sehr schön; aber sodann kamen wieder Wolken mit etwas rauhem Winde. Die Neapolitaner gebrauchen noch das Kohlenbecken,

und es ist auch beinahe noch nöthig. Ich habe oft in Deutschland im April eben so warme Tage erlebt; nur dies Jahr mufs es dort wohl anders seyn. Mittags um 1 Uhr 12 Gr. wolkigt, Westwind. Nachmittags zeigten die Wetterhähne von St. Elmo und von einer hohen Kuppel in der Stadt aus Südost. Dies hätte Scirocco seyn müssen; aber zwey Dinge bewiesen, dafs er es nicht war. Die Luft war kühl, und das Meer ruhig. Beides läfst der Scirocco nicht zu, sobald er wirklich weht. Die Luft wird dann lau, auch im Winter, und das Meer geräth bey dem kleinsten Meerwinde gleich in Unruhe. Es mufste also nur ein kleiner Luftzug seyn, der vielleicht einige Meilen weit aus dem Meere kam. Gegen Abend regnete es etwas, und wurde dann sternklar.

Den 6ten Morgens um 6 Uhr 8 Gr. heiter. Um zehn Uhr 15 Gr. Nachmittags kam ein Gewitter von den Apenninen her, und hüllte den Vesuv bis über die Hälfte in dunkle Wolken; in Neapel regnete es eine halbe Stunde.

Den 7ten Morgens um 7 Uhr 10½ Grad, heiter, Nordwind. Um 12 Uhr 16 Gr. heiter, Nordwind. Nachmittags wieder ein Gewitter mit Regen. Abends um 9 Uhr 10 Gr. beinahe sternklar. Ein angenehmer Tag.

Den 8ten Morgens um 6 Uhr 8 Gr. heiter, Nordwind. Mittags um 11 Uhr 17 Gr. Aus Morgen thürmen sich Wolken auf. Nachmittag Regen. Diesen Regen, der beinahe an jedem Tage im April wiederkömmt, und der gewöhnlich mit Blitz und Donner begleitet ist, nennt man hier die Tropee. Am Abend wird alles wieder hell.

Den 9ten Morgens um 6 Uhr 7 Gr. heiter, Nordwind. Um 12 Uhr 17 Gr. heiter. Heute ist die gewöhnliche Tropee nicht gekommen.

Den 10ten Morgens um 7 Uhr 10 Gr. heiter. Die Wetterhähne zeigen aus Süden, aber es kann kein wirklicher Südwind seyn, weil das Meer ruhig ist. Mittags um 12 Uhr 14 Gr. heiter. Ein angenehmer Tag.

Den 11ten und 12ten angenehme und temperirte Tage. Doch ward es den 12ten trübe. Den 13ten in der Nacht regnete es stark, und

heute den 14ten ist bey Westwind ein sehr rauher Tag gewesen. Am Mittage hat es gehagelt. Abends um 9 Uhr unter 7 Grad. Dies ist etwas aufserordentliches.

Den 15ten Morgens um 6 Uhr 4 Gr. heiter, Nordwestwind. Wer könnte in Neapel in der Mitte des Aprils einen solchen Grad von Kälte vermuthen. Wenn man aus demselben auf Deutschland schliefsen darf, so müssen dort die Fenster frieren. Um 11 Uhr hat es zu meinem Erstaunen etwas geschneiet, und ein sehr kalter Nordwind fegt durch die Strafsen. Nachmittags um 2 Uhr 11 Gr. Wolken und Sonnenschein. Abends um 9 Uhr 7 Gr. sternklar. Der heutige Tag ist in Absicht der Kälte von einem Apriltage in Deutschland nicht zu unterscheiden gewesen.

Den 16ten Morgens um 7 Uhr 8 Gr. beinahe heiter, Westwind. Mittags um 12 Uhr 15 Gr. heiter, Westwind. Abends um 9 Uhr 10 Gr.

Den 17ten Morgens um 6 Uhr 7 Gr. trübe, Nordwind. Um 12 Uhr 12 Gr. trübe. Nachmittag Regen und kalte Luft. Abends um 10 Uhr beinahe 7 Gr. trübe.

Den 18ten. Ostern Morgens um 6 Uhr 5 Gr. Regen, Nordwind. Ich bin überzeugt, daſs meine unterrichteten Landsleute mit mir voll Verwunderung seyn werden, in dieser Jahrszeit solche rauhe Witterung in Neapel zu bemerken. Wer glaubt in Deutschland, daſs man zu Zeiten im April recht gut einen warmen Ofen in Neapel vertragen kann? Von dieser Seite ist, so viel ich weiſs, das neapolitanische Clima noch nicht bekannt. Entweder es ist dieses Jahr etwas auſserordentliches, oder dies Clima hat viele Seltsamkeiten. Es ist den 18ten April 6 bis 8 Gr. kälter, wie die Weihnachtsfeiertage; Ostern verlangt einen warmen Ofen, unterdeſs man Weihnachten in freier Luft sich sehr behaglich befand. Um 9 Uhr 7 Gr. abwechselnd Regen. An der Spitze vom Pausilipp klärt sich's auf, und Ostern wird wahrscheinlich besser enden, als es begann. Mittags um 12 Uhr 10 Gr. trübe, Nordwind. Abends um 9 Uhr beinahe 8 Gr. trübe.

Den 19ten Morgens um 6 Uhr 6½ Gr. halbheiter, Nordwind. Die Apenninen, so wie die Berge zwischen dem Vesuv und Monte Gau-

ro sind wieder mit Schnee bedeckt. Ich habe oft in Deutschland wärmere Ostern erlebt, als die diesmaligen in Neapel sind. Demohngeachtet würde man davon nicht auf die Witterung im Ganzen schliefsen können. Das diesmalige Ostern ist eine Ausnahme, so wie vieles den Winter hindurch Ausnahme gewesen ist. Die Neapolitaner sagen, dafs sie sich so rauhe und kalte Ostertage nicht zu erinnern wissen. Das ist nicht Ostern, setzen sie hinzu, das ist Weihnachten. — Mittags um 12 Uhr 12 Gr. Sonnenschein, Nordostwind. Abends um 9 Uhr 8 Gr. etwas sternklar.

Den 20ten Morgens um 6 Uhr 8 Gr. beinahe heiter; ein scharfer Nordostwind fegt durch die Strafsen. Mittags um 12 Uhr 14 Gr. wolkigt. Abends um 9 Uhr 9 Gr. sternklar.

Den 21ten Morgens um 7 Uhr 9 Gr. ein stiller, heitrer Morgen, Nordostwind. Um 11 Uhr 16 Gr. sehr heiter, Nordostwind.

Den 22ten. Ein angenehmer, temperirter und heitrer Tag. Nachmittags erschien die oben erwähnte Tropee, aber ohne Regen zu bringen.

Den 25ten Morgens um 6 Uhr 11 Gr. heiter, Nordwind.

Die letzten Tage des Aprils ist ein beständig temperirtes und angenehmes Wetter gewesen. Das Thermometer ist bey der gröſsten Wärme auf 16, 17 und 18 Gr. gestiegen. Gewöhnlich aber hat es bis Mittag schon seine gröſste Höhe erreicht, da es in Deutschland bey heiterm Wetter bis um 2 Uhr Nachmittags steigt. Dies hat seinen Grund in einem kühlen Meerwinde, der hier gewöhnlich des Mittags bläst.

An einem Mittage ist ein starkes Hagelwetter mit Donner und Blitz gekommen, und zu Zeiten ist ein bald vorübergehender Regen gefallen.

May 1802.

Den 1ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. Mittags 17 Gr., im Ganzen ein angenehmer Tag mit Sonnenschein und Wolken.

Den

Den 2ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. heiter. Mittags um 12 Uhr 16 Gr. wolkigt, Nordwestwind. Abends um 10 Uhr 12 Gr. sternklar.

Den 3ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. heiter, Nordwestwind. Mittags um 12 Uhr 16 Gr. wolkigt. Nachmittags ein starkes Gewitter mit Regen; übrigens ein angenehmer, stiller Tag.

Den 4ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. halbheiter, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 17 Gr. wolkigt; bald darauf ein Gewitter mit Regen bis an den Abend; während desselben 14 und 15 Gr.

Den 5ten Morgens um 6 Uhr etwas über 12 Gr. wolkigt und Sonnenschein, Westwind. Ein sehr schöner, stiller Morgen. Nachmittags um 3 Uhr 17 Gr. heiter, Südwestwind. Abends um 9 Uhr beinahe 13 Gr. stille Luft und halb sternklar.

Den 6ten Morgens um 5 Uhr 12 Gr. wolkigt, Südwestwind. Das Thermometer fällt jetzt die ganze Nacht nicht tiefer als auf 12 Gr. Servatus, Pancrazius und Mamertus, wo oft in Deutschland noch Nachtfröste kommen, mögten also wohl hier nicht so gefährlich seyn. Mittags

von 12 bis 1 Uhr ein sehr starkes Gewitter mit besonders drey heftigen Donnerschlägen. Es war so stark, wie ich es in Neapel noch nicht erlebt habe, und hat wahrscheinlich eingeschlagen; man erfährt so etwas nur nicht. Während desselben stand das Thermometer auf 14 Gr., da es vorher schon auf 17 Gr. gestanden hatte, und der Wind drehte sich gegen Norden. Zu gleicher Zeit fiel ein Platzregen. Nach einer Stunde war starker Ostwind und heitre Luft. Abends um 10 Uhr 11½ Gr. wolkigt und einige Sterne.

Den 7ten Morgens um 4 Uhr 9 Gr. wolkigt, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 16 Gr. heiter, Nordwind. Abends um 9 Uhr 11 Gr. sternklar. Ein stiller, angenehmer Tag.

Den 8ten. Ein durchaus heitrer, etwas luftiger Tag, Thermometerhöhe. Mittags ohngefehr 16 Gr. fortdauernder Nordwind.

Den 9ten Morgens um 6 Uhr über 10 Gr. ganz heiter, Nordwind. Das Meer ist an einigen Orten so eben und klar, wie ein Spiegel, hie und da etwas gekräust. Um 9 Uhr 15 Gr. es stieg heute bis auf 19 Gr.

Vom 9ten bis zum 15ten ist beständig schönes, heitres Wetter und Landwind gewesen. Das Thermometer hat dabey eine Höhe von 18 Gr. erreicht, und ist also die angenehmste Temperatur der Luft gewesen. Den 14ten trübte sich der Himmel, und es war ein schwüler Tag mit 19 Gr. Wärme am Mittage.

Den 15ten Morgens um 5 Uhr 10 Gr., ein anhaltender Regen mit starkem Südwinde. Das Meer, das seit langer Zeit völlig ruhig war, braust heute wieder, wie im Winter. Mittags um 1 Uhr 14 Gr. wolkigt, Südwind, das Meer braust fürchterlich. Abends um 7 Uhr 10 Gr. wolkigt. Ein sehr stürmischer Tag mit heftigen Regengüssen.

Den 16ten Morgens um 7 Uhr 10 Gr. wolkigt und stürmisch, Westwind. Mittags um 12 Uhr 12 Gr. Sonnenschein. Abends um 9 Uhr 8 Gr. Sturm und Regen. Der Grad von Kälte und überhaupt das Wetter, das diese beiden letzten Tage in Neapel geherrscht hat, ist im Mai etwas außerordentliches, indem es ein Paar vollkommene Wintertage sind. Ich bitte also die

Wetterbeobachter, sie vorzüglich zu bemerken und mit dem Wetter in Deutschland zu vergleichen.

Den 17ten Morgens um 6 Uhr 8 Gr. wolkigt, Westwind. Mittags 12 Gr. Abends 8 Gr. wolkigt. Wieder ein Wintertag bis auf den Sturm und Regen.

Den 18ten Morgens um 6 Uhr beinahe 8 Gr. wolkigt, Westwind. Hernach etwas Regen. Mittags um 2 Uhr 14 Gr. Wolken und Sonnenschein. Abends 9 Gr. sternklar.

Den 19ten Morgens um 6 Uhr 9 Gr. heiter, Südwestwind. Mittags um 2 Uhr 17 Gr. heiter, etwas windig. Abends 12 Gr.

Den 20ten Morgens um 5 Uhr 10 Gr. Nordwind, beinahe heiter. Mittags um 1 Uhr 21 Gr. Sonnenschimmer, Nordwind. Abends um 8 Uhr 14 Gr. Regen.

Den 21ten Morgens um 5 Uhr 12 Gr. Gewitterluft und etwas Donner, Nordwind. Mittags um 1 Uhr 20 Gr. Sonnenschimmer, Nordwind.

Nachdem wir mehrere Wochen hintereinander fast beständig temperirtes Wetter gehabt haben, fängt jetzt allmählich die Hitze an, doch sind die Abende und Morgen immer noch kühl und sehr angenehm.

Abends um 7 Uhr 15 Gr. trübe über dem Meer, Nordwind.

Den 22ten Morgens um 6 Uhr 10 Gr. Nordwind, heiter. Mittags um 1 Uhr 23 Gr. heiter, Westwind.

Den 23ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. heiter, Westwind. Blos über Cap Minervae schwebt eine lange Kette von Wolken, die sich über das Meer bis Capri hinzieht, und fast die ganze Insel einhüllt. Von da geht ein dunkler Streif am Horizont bis zur Spitze vom Pausilippo. Wenn Capri eine Kappe von Wolken trägt, so soll dies eine gewisse Anzeige von nahem Regen seyn. Dies wäre also eine Art von Stadtbarometer. Mittags um 11 Uhr 16 Gr. heiter. Ein kühler Meerwind aus Südwesten bläst und erhält eine treffliche Temperatur der Luft.

Den 24ten Morgens um 5 Uhr über 10 Gr.

heiter, Südwestwind. Mittags um 1 Uhr 17 Gr. wolkigt.

Den 25ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. regnigt, Nordwestwind. Das Stadt- oder Landbarometer Capri hat die Wahrheit gesagt; der ganze Himmel hat sich in Wolken eingehüllt, und es scheint ein Landregen einzutreten. Von Capri und vom Cap der Minerva sieht man gar nichts. Mittags um 12 Uhr 13 Gr., es hat den ganzen Vormittag geregnet, sodann ist gutes Wetter bis auf den Abend gekommen.

Den 26ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. trübe und schwül, Südwestwind. Mittags um 2 Uhr 19 Gr. trübe mit Sonnenschimmer, und sehr schwül. Abends um 8 Uhr 13 Gr. etwas trübe.

Den 27ten Morgens um 6 Uhr 12 Gr. trübe und Sonnenschein, Südwestwind. Mittags um 2 Uhr 19 Gr. starker Westwind, wolkigt. Abends um 9 Uhr 13 Gr. beinahe sternklar. Den 28ten Morgens um 6 Uhr 13 Gr. halbheiter, Westwind. Mittags um 1 Uhr 20 Gr.

Junius 1802.

Der Mai hat mit schönem Wetter beschlossen, und der Juni hat eben so angefangen. Nur war den 31ten Mai ein etwas trüber Morgen, und es fielen einige Regentropfen. Dagegen beginnt jetzt die Hitze ihre Wirkung zu äußern, und der Anfang des Juni hat gewöhnlich am Mittage eine Temperatur von 23 bis 24 Graden gehabt. Indessen scheint es mir, als wenn dieser Grad von Hitze, der in Deutschland schon sehr groß ist, hier nicht so viel Drückendes hätte, als man nach der Thermometerhöhe vermuthen sollte.

Den 5ten Morgens um 6 Uhr 14 Gr. neblicht über dem Meer, Westwind. Um 1 Uhr 35 Grad, heiter, Westwind. Abends um 8 Uhr 18 Grad, heiter, Westwind.

Den 6ten Morgens um 6 Uhr beinahe 17 Gr. heiter, Westwind. Die Ostern waren kalt, aber die Pfingsten scheinen sehr warm werden zu wollen. Dies ist besonders in den Nächten beschwerlich. Mittags um 12 Uhr 20 Gr. Sonnenschimmer, Westwind. Über dem Meer ist es

völlig dunkel, und die Insel Capri, so wie das Vorgebirge Minervae mit Wolken bedeckt. Nachmittags um 4 Uhr 23 Gr. die Thermometerhöhe von nicht mehr als 20 Gr. am Mittage hat die Meerluft verursacht, die gewöhnlich einige Stunden bläst. Abends um 9 Uhr über 15 Gr. sternklar.

Den 7ten Morgens um 5 Uhr 15 Gr. heiter, Nordwind. Überhaupt ein heitrer, warmer Tag.

Den 8ten. Heute wurde es sehr trübe im Süden über dem Meer, und alles kündigte einen nahen Regen an.

Den 9ten. Der Regen ist in der Nacht gekommen, und hat etwas Kühle zurückgelassen. Morgens um 7 Uhr 16 Gr. trübe, Nordwind. Mittags um 2 Uhr 20 Gr. heiter, ziemlich starker Südwestwind. Abends 14 Gr. Diese Kühle ist sehr willkommen.

Den 10ten. Ein heitrer, stiller und warmer Tag.

Den 11ten Morgens um 5 Uhr 14 Gr. heiter, Westwind. Mittags um 1 Uhr 23 Gr.

Den 12ten Morgens um 5 Uhr $14\frac{1}{2}$ Grad,

heiter, Nordwestwind. Mittags um 2 Uhr 24 Gr. heiter, Westwind.

Vom 12ten bis zum 18ten ist ein beständig heitres Wetter gewesen mit Westwind, und am Mittage ein Grad von Hitze zu 23 und 24 Graden. Die Nacht hat das Thermometer auf 15, 16 und 17 Grad gestanden. Da also die temperirte Wärme, oder 15 Gr. jetzt die gröfste Kühle ist, so leidet man durch eine so fortdauernde, durch nichts geschwächte Hitze, und auch in den Zimmern läfst sich keine erfrischende Temperatur erhalten. Das Barometer hat zwischen veränderlich und Regenwetter gestanden; es hätte aber auf unveränderlich stehen sollen. Endlich begann es etwas zu fallen, und auch die grofsen Landbarometer gaben ein Zeichen zu einer Wetterveränderung. An der Spitze vom Fausilipp wurde es trübe, die Insel Capri bedeckte ihr Haupt mit Wolken, und an den Bergen von Cap Minervae lagerte sich eine lange Reihe von Wolken, über welche hie und da ein Gipfel hervorragte.

Den 18ten war der Himmel des Morgens mit

Wolken bedeckt, und man freute sich auf Regen; aber er kam nicht, und die Hitze stieg auf 22 Gr. dabey dominirt ein beständiger Westwind.

Übrigens ist die Getreideerndte in Apulien schon vorbey, und jenseits des Pausilipp bey Puzzolo ist sie jetzt. Den Mai hindurch sind die Kirschen gekommen, und seit einiger Zeit sieht man Feigen, grüne Mandeln, eine Art von Apricosenpflaumen u. s. w.

An Gartengewächsen haben wir schon seit vielen Wochen grüne Erbsen gehabt, auch Schminkebohnen (Vicebohnen, Fasolen) Saubohnen, nur keine gelben Rüben, als welche man hier nicht ifst. Seit einiger Zeit sind die Cucuze, und noch eine andere Art langer, dünner Kürbis, die Gurken, rothen Rüben, das Weifskraut u. s. w. gekommen. Sogar ganz junge Kartoffeln habe ich schon gesehen.

Den 30ten Juni. Ich habe bis jetzt die Veränderung des Wetters aufgeschrieben, aber unmöglich kann ich mich entschliefsen, das Einerley desselben aufzuzeichnen. Wir haben bis zum Ende des Juni unaufhörlich heitres Wetter ge-

habt, und wenn sich auch zu Zeiten einige Wolken über dem Meer gezeigt haben, so sind sie dennoch gleich wieder verschwunden, und haben höchstens eine kleine Kühlung verursacht. Dabey hat ein ewiger Westwind geblasen, und nur einigemal hat er sich auf kurze Zeit gegen Süden gewandt. Das Thermometer ist des Mittags unausgesetzt wenigstens bis auf 22 Gr. gestiegen, und die Nacht ohngefehr bis auf 16 Gr. gefallen; in den Zimmern aber stand es am Mittage auf 19½ Gr. und fällt darin nicht tiefer, als bis beinahe 18 Gr. Es läſst sich leicht einsehen, daſs dieser ewige Sonnenschein mit Hitze nichts angenehmes hat.

Julius 1802.

Der Julius hat angefangen, wie der Juni endigte: mit einem beständig blauen Himmel, mit Hitze, mit Sonnenschein, mit Westwind. Ein Tag ist dem andern gleich, und wenn auch zu Zeiten ein stärkeres Lüftchen weht, oder ein Wölkchen durch den Himmel schifft, so bleibt

die Verschiedenheit dennoch unmerklich. Hier ist ein Tag von diesen unveränderlichen Tagen.

Den 5ten Juli Morgens um 7 Uhr 18 Gr. heiter, Westwind. Kein Lüftchen rührt sich. Um 9 Uhr 19 Gr. Ebenso. Mittags um 2 Uhr 24 Gr. Ebenso. Abends um 6 Uhr 22 Gr. Ebenso.

Den 6ten Juli. Heute sind einige kleine Wolken am Himmel, und einige einzelne Regentropfen sind gefallen; aber es ist die schönste Hoffnung, daſs es sich aufklären wird, und das Thermometer steht dabey Morgens um 6 Uhr schon auf 19 Gr. der Wind geht aus Nordwest; aber es rührt sich kein Blatt. Um 10 Uhr 22 Grad, heiter und Sonnenschein, Nord-Nordwest. Nachmittags um 2 Uhr 27 Gr., um 5 Uhr 26 Gr. Nordwind. Eine schwarze Wolke, wie ein Gewitter, zieht vom Lande daher. O wollte Gott doch Gewitter und Regen senden! Abends um 7 Uhr 20 Gr. Nordwind. Das Gewitter ist uns nur gezeigt worden. Es hat ein wenig gedonnert, es sind einige groſse Regentropfen gefallen, aber das Gewitter steht, wie angeheftet in Osten, und kömmt nicht herauf.

Den 7ten Jul. Wir haben wieder den heitersten Himmel, und an keine Abkühlung ist zu denken. Das Thermometer erreicht am Mittage die Höhe von 26 Gr. und die gröſste Kühle in der Nacht, oder am Morgen ist 17 Gr. Es ist leicht zu erachten, wie glühend allmählich alles werden muſs, und wie niederdrückend eine so unaufhörliche Hitze ist. Der Wind kam heute Morgen aus Norden, ist aber am Nachmittage wieder an seinem gewöhnlichen Ort, in Westen. Es ist, als hätte dort Aeolus seine Höhle aufgeschlagen, und schickte nur zu Zeiten einen von seinen pausbäckigten Gehülfen aus, um zur Veränderung von einer andern Seite etwas zu blasen. In dem Zimmer ist 21 Gr. Hitze.

Den 8ten Jul. Das Thermometer ist heute bis auf 27 Gr. gestiegen, und Abends um 7 Uhr steht es noch auf 22 Gr.

Den 13ten Jul. Nachdem wir fortdauernd Sonnenschein und Westwind, und des Mittags 24 oder 25 oder 26 Gr. Hitze gehabt haben, ist endlich heute eine Veränderung mit dem Wetter vorgegangen. Ein Gewitter stieg von Westen

hinter dem Pausilipp herauf, und stand am Mittage über Neapel. Es donnerte, blitzte, und regnete stark. Auch am Nachmittage donnert und regnet es zu Zeiten noch. Aber es läſst sich dennoch dabey nicht triumphiren. Das Thermometer steht ohne Sonnenschein auf 20 Gr. und der Wind kömmt nach den Wetterfahnen auf St. Elmo und den Kuppeln der Kirchen aus Südost, ist also Scirocco. Es ist das erstemal, daſs er diesen Sommer bläst, und es scheint mir, als wenn er seine Wirkung schon durch Mattigkeit in dem Körper äuſserte.

Das Gewitter und der Regen hat bis spät Abends abwechselnd fortgedauert, aber der Wind sich zum Glück nach Nordwesten gewandt, so daſs eine angenehme Kühle entstanden ist.

Den 14ten Jul. Die Nacht ist so kühl gewesen, wie keine in langer Zeit. Das Thermometer stand auf 14 Gr. Morgens um 5 Uhr, und stieg nur bis 22 Gr., so daſs man in seinem Zimmer nicht die geringste Empfindung von Hitze hat. Dies ist etwas sehr angenehmes, und man hat wenigstens die Möglichkeit gesehen, daſs es

sich etwas abkühlen kann. Fast hätte ich bey dem systematischen Steigen der Wärme daran gezweifelt. Der Wind hat seinen alten Ort in Westen eingenommen.

Den 15ten Jul. Noch gestern Abend kam ein kühler Regen, und heute Morgen steht das Thermometer bey Westwind auf 14 Gr. Dies ist eine Kühle, bey der man sehr gut einen Tuchrock tragen kann. Wenn man lange Zeit von 20, 24 und 26 Gr. Hitze gelitten hat, so ist es ein rechter Trost, gleichsam deutsches Wetter zu finden, und ein Gewitter mit Abkühlung entstehen zu sehen. Auch heute sind Wolken am Himmel und es regnet zu Zeiten; ja die Spitze des Pausilipp kündigt noch mehr Regen an. Nachmittags um 3 Uhr 18 Gr. Wolken, Sonnenschein, und zu Zeiten Regen, Westwind. Um 5 Uhr Abends ein heftiges Gewitter mit Platzregen.

Den 16ten Morgens um 5 Uhr 12½ Gr. beinahe heiter, Nordwestwind. Daſs es zu diesem Grade von Abkühlung kommen könnte, davon hatte man vor einigen Tagen noch gar keinen

Begriff, und sie scheint mir außerordentlich für Neapel zu seyn. Die mit Lumpen behangenen Bettler zittern darin vor Frost. Mittags um 1 Uhr 18 Gr. Wolken und Sonnenschein, Westwind. Diese Temperatur der Luft muſs man jetzt mitten im Sommer für etwas sehr erquikkendes halten, weil sie auch im November und December statt finden kann. Aber das Wetter war uns diese Erholung schuldig; denn wie ich höre, so ist die Hitze diesen Sommer schon 3 Grad höher gestiegen, wie im ganzen vorigen Sommer. Abends um 9 Uhr 13½ Gr., Wolken.

Den 17ten Morgens um 6 Uhr 14 Gr. abwechselnd Regen, Westwind. Nach einem milden Vormittage um 11 Uhr ein kurzer heftiger Regen; nachher 18 Gr. Westwind. Nachmittags um 4 Uhr 18 Gr. Westwind, Sonnenschein und Wolken. Man wird aus dieser Temperatur sehen, daſs diese Tage gänzlich deutschen Sommertagen gleichen, und dies muſs man in Neapel, wo der Winter gewöhnlich so milde ist, für eine groſse Wohlthat betrachten. Abends um 9 Uhr

bei-

beinahe 14 Gr. sternklar, ein schöner, stiller Abend, fast wie alle Sommerabende in Neapel.

Den 18ten Morgens um 5 Uhr 13 Gr. heiter, Westwind. Man sieht, es ist jetzt hier in der Nacht und am Tage ganz die gewöhnliche Temperatur des deutschen Sommers, und wenn auch einige Tage vom Julius nur so verfließsen, so ist dies großer Gewinn, denn wir kommen dem September, ohne Hitze zu leiden, näher. Nachmittags um 3 Uhr 20 Gr. heiter, Westwind. Der ganz heitre Himmel ist leider wieder da, und die Hitze fängt auch allmählich wieder an. Abends um 7 Uhr 17 Gr. etwas wolkigt, Westwind.

Den 19ten Morgens um 5 Uhr 14 Gr. heiter und mit einigen Wolken, Westwind. Um 9 Uhr 18 Gr. wolkigt, Westwind. Nachmittags um 3 Uhr 22 Gr. ganz heiter, Westwind. Abends um 7 Uhr 18 Gr. heiter, Westwind.

Den 20ten Morgens um 6 Uhr 15 Gr. heiter, Nordwestwind. Die großen Landbarometer verkündigen Regen. Hinter dem Pausilipp ist es völlig trübe, und auf der größten Höhe von Capri, auf Anacapri ruht eine Wolke; so sieht man auch auf Cap Minervae eine Kette von Wolken liegen. Aber das Quecksilber ist gestiegen, und

die zwey Arten Wetterverkündiger widersprechen sich. Es wird sich zeigen, wer Recht behält; ich fürchte, das letzte. Mittags um 2 Uhr 23 Grad, heiter, Westwind. Abends um 6 Uhr 21 Grad, ebenso. Man sieht, daſs die Hitze wieder merklich anfängt.

Den 21ten Morgens um 5 Uhr beinahe 15 Gr. heiter, Westwind. Um 10 Uhr 18 Gr. ebenso. Mittags um 1 Uhr 25 Gr. ebenso. Nachmittags um 4 Uhr 22 Gr. ebenso. Es ist, als wenn der Himmel durchaus keine Wolke leiden wollte.

Den 22ten Morgens um 5 Uhr 15 Gr. heiter, Westwind. Der Himmel, der hier sonst eine besondere Klarheit und Bläue hat, ist seit gestern weiſslicht und räuchericht; wenn doch das Regen bedeutete! Denn dieser ist hier im Sommer ein Balsam, wie die Sonne im Winter. Mittags um 1 Uhr 26 Gr. heiter, Westwind. Nachmittags um 5 Uhr 22 Gr. ebenso.

Den 23ten Morgens um 5 Uhr 16½ Gr. heiter, Westwind. Mittags um 1 Uhr 26 Gr. ebenso.

Den 24ten Morgens um 6 Uhr 17 Gr. einige Wolken, Westwind. Mittags um 12 Uhr 25 Gr. wolkigt. Es kühlte sich allmählich etwas ab, und stand gegen Abend 18 Gr.

Den 25ten Morgens um 5 Uhr 15½ Gr. hei-

ter, Westwind. Am Tage kamen einige Wolken, demohngeachtet stieg das Thermometer auf 25 Gr. Abends um 10 Uhr 17 Gr. sternklar.

Den 26ten Morgens um 5 Uhr 15 Gr. heiter, Westwind. Es ist gewöhnlich eine so stille Luft des Morgens, daſs sich kein Blättchen rührt. Mittags um 1 Uhr 24 Gr. heiter. Abends um 7 Uhr 19 Gr. heiter, Westwind.

Den 27ten Morgens um 5 Uhr 15 Gr. heiter, Westwind. Mittags um 2 Uhr 24 Gr. ebenso. Abends um 10 Uhr 17 Gr. sternklar.

Den 28ten Morgens um 5 Uhr beinahe 15 Gr. heiter, Westwind. Mittags um 1 Uhr 25 Gr. der Himmel hat sich etwas getrübt, und es sind viele Wolken im Abend.

Den 29ten Morgens um 5 Uhr beinahe 15 Gr., im Morgen Wolken, wie ein Gewitter, Südwestwind. Mittags um 2 Uhr 24 Gr. heiter, Westwind. Die Gewitterwolken zeigen sich blos. Abends um 6 Uhr 20 Gr. heiter, Westwind. Es ist nicht zu leugnen, daſs das Sommerwetter hier eine sehr drückende Einförmigkeit hat.

Den 30ten Morgens um 6 Uhr $15\frac{1}{2}$ Gr. heiter, Westwind. Um 11 Uhr 19 Gr. ebenso.

August 1802.

Das Ende des Julius, so wie der Anfang des August ist ewiger Sonnenschein gewesen. In Deutschland hat man von dieser Einförmigkeit des Wetters gar keinen Begriff. Dort kömmt gewöhnlich nach der Hitze ein Gewitter und Regen. Hier sind die Gewitter im Sommer so ungewöhnlich, wie dort im Winter. In der Regel regnet es hier in den drey Monathen Juni, Juli und August durchaus nicht, und Donner und Blitz bemerkt man nur im Winter. Von einer solchen Hartnäckigkeit des Sonnenscheins und eines beständigen heitern Himmels hat man vielleicht in keiner andern Gegend Beweise. Wer hat denn gesagt, daſs unter diesem Himmel ein ewiger Frühling herrsche? Drey Monathe brennender Sonnenschein sind eine Art von Ewigkeit, und ich glaube, daſs man daher weit eher von einem ewigen Sommer reden kann.

Wir haben die ersten sechs Tage des August immer am Tage eine Hitze von 25, 26 und 27 Graden gehabt.

Den 7ten August Morgens um 5 Uhr 18 Gr. Nordwestwind, einige Wolken. Mittags um 12 Uhr 28 Gr. heiter, Nordwestwind. Dies ist bis jetzt der heiſseste Tag. Nachmittags um 4 Uhr

25 Gr. Im Zimmer steigt das Thermometer auf 21 Gr. und man kann diese Hitze nur dann erträglich finden, wenn man auf das allerleichteste gekleidet und unthätig ist. Abends um 8 Uhr $20\frac{1}{2}$ Gr. sternklar. Eine solche Hitze ist wohl seit Menschen Gedenken nicht in Deutschland gewesen, demohngeachtet leidet man hier bey weitem nicht so viel dabey, als man nach dem Grade derselben glauben sollte. Der ganze Körper mufs sich hier wohl zu Ertragung der Hitze einrichten.

Den 8ten Morgens um 5 Uhr $17\frac{1}{2}$ Grad, heiter, Nordwind. Um 10 Uhr beinahe 21 Gr. Nachmittags um 4 Uhr 26 Gr. heiter, Westwind.

Den 9ten Morgens um 6 Uhr 16 Gr. heiter, Nordwind. Nachmittags um 3 Uhr 26 Gr. heiter, Westwind. Abends um 9 Uhr 19 Gr. sternklar.

Den 10ten Morgens um 6 Uhr 16 Gr. heiter, Westwind. Mittags um 1 Uhr 27 Gr. ebenso. Nachmittags um 4 Uhr 26 Gr. ebenso. Abends um 10 Uhr 18 Gr. sternklar.

Den 11ten Morgens um 6 Uhr beinahe 16 Gr. heiter, Westwind. Mittags um 12 Uhr 26 Gr. ebenso. Abends um 10 Uhr beinahe 18 Gr. sternklar.

Den 12ten Morgens um 6 Uhr über 16 Gr. heiter, Westwind. Mittags um 1 Uhr 27 Gr. heiter, Nordwestwind. Nachmittags um 4 Uhr 26 Gr. Nordwestwind. Einige Wolken zeigen sich in Osten. Wolken sind hier im Sommer so etwas seltenes, dafs man sie als eine Seltenheit aufführen mufs. Abends um 10 Uhr 20½ Gr. sternklar.

Den 13ten Morgens um 6 Uhr 18 Gr. heiter, Nordwestwind. Mittags um 1 Uhr 26 Gr. ebenso. Nachmittags um 4 Uhr 24 Gr. neblichte Luft.

Den 14ten Morgens um 6 Uhr 19 Gr. neblicht, aber ohne Wolken, Südwestwind. Um 10 Uhr 22 Gr. ebenso. Mittags um 1 Uhr 26 Gr. ebenso. Nachmittags um 4 Uhr 24 Gr. ebenso. Dieser hohe Grad von Hitze, sagt man mir, wird nicht eher nachlassen, ehe nicht der erste Regen gekommen ist. Denn das Wetter hat hier eine solche systematische Hartnäckigkeit im Sonnenschein oder Regen, dafs man uns noch in keiner Beschreibung einen Begriff davon gemacht hat. Eins oder das andere dauert hier immer ganze Monathe. Man kann denken, dafs jetzt alles lau oder warm wird, was man um sich hat, Wasser, Wein, Früchte, Fufsboden, Wände u. s. w. Der Schnee ist das einzige Mittel zur

Abkühlung. Abends um 10 Uhr 20 Gr. sternklar. Bey dieser Hitze, bey welcher keine Abkühlung statt findet, und wo die Nächte so warm sind, wie die heifsesten Tage in Deutschland, werden viele Menschen krank, und besonders leidet die Verdauung sehr. Indessen behauptet man auch, dafs sie dies Jahr gröfser und anhaltender sey, als sonst.

Die Fortsetzung künftig.

Einige Fragen.

1) Von welcher Seite zeigt sich Voltaire am gröfsten?
2) Was ist das erhabenste Geschäft?
3) Welches ist das erhabenste Wesen auf der Erde?
4) Mit welchem Thier hat die Gegend um Neapel in Absicht des Ertragens der nassen und trocknen Witterung Ähnlichkeit?

5) Wie sind folgende Worte des Plato im *Socrate immaginario* zu erklären?

E n'auta vota to sto riso 'nza teco? Chesto che bene a dire? O mo ... po dice ca ... vi la mmalora ... Ma jammouceune a cancaro nnante che se vedesse pe sto riso no Sapio della Grecia muorto 'mpiso.

Che stato, che bedite, che mme redite 'nfaccia
Che so quacche mammucciolo, fatto de carta straccia?
Mmalora so selosoco co tanto de scagliune
E appriesso li guagliune
Porzi li tricchi tracche mme veneno a spana.

Ende des zweiten Hefts.
